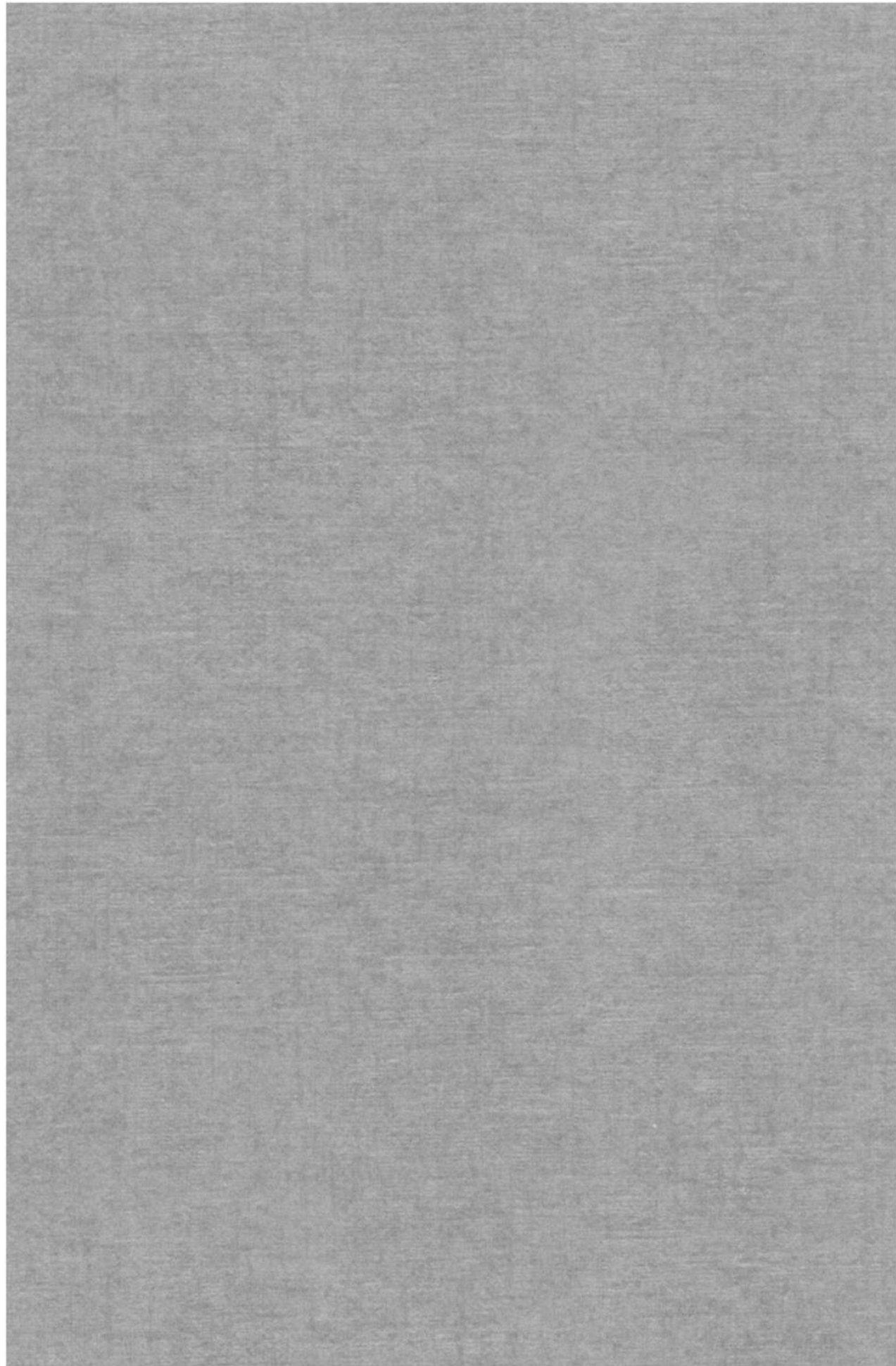


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT 34 SAARBRÜCKEN 1971



Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Firma
Werbe-Fabry KG und des Amtes für Wirtschafts- und Verkehrsförderung

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,— DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 3 00 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 34 1971



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

5	HANS WESZKALNYS (1867—1946) Lebenserinnerungen eines Saarbrücker Architekten aus den Jahren 1894—1908
61	HANS TRAUTES Erinnerungen an Saarbrücken während des Zweiten Weltkrieges (1939—1945) (III)
73	DIETER HEINZ Optische Leitmotive bei Richard Wagner — Ein Beitrag zur Gestaltanalyse der Ring-Tetralogie

MITARBEITER:

STEFAN WESZKALNYS, Gerichtsreferendar, 66 Saarbrücken 3, Lessingstraße 3

HANS TRAUTES, 6634 Wallerfangen/Saar, Eichenbornweg 41

Dipl.-Ing. DIETER HEINZ, Architekt, 66 Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73

Hans Weszkalnys
(* 1867 † 1946)

LEBENSERINNERUNGEN EINES SAARBRÜCKER ARCHITEKTEN AUS DEN JAHREN 1894—1908

Der erste Teil meiner Lebenserinnerungen ¹⁾ schließt mit dem 30. Juni 1894. Dieser Tag beschloß meine Vorbereitung für mein neu zu beginnendes Lebenswerk. Er beschloß wohl auch meine eigentliche Jugendzeit; denn, als ich am 1. Juli des Jahres 1894, noch nicht ganz 27 Jahre alt, in das freie Leben trat ²⁾, um in ihm den Kampf ums Dasein aufzunehmen, war ich mir wohl bewußt, daß ich damit die ganze verantwortungsvolle Schwere des sonst so schönen Architektenberufes übernahm.

Während 20 langer Jahre lernte ich in der Folge viele Lichtseiten, nicht minder aber auch die Schattenseiten meines Berufes kennen. Sie brachten mir viel Arbeit, manchen schönen Erfolg und manche Freude, aber es wurde mir so manche herbe Enttäuschung, vieles Bittere nicht erspart.

Die künstlerische Seite meines Berufes brachte es mit sich, daß ich mich der in Saarbrücken damals noch ganz darniederliegenden Kunst im allgemeinen viel widmete, daß ich oft in die lokalpolitischen Fragen mit hineingezogen wurde.

Mitten in der kraftvoll einsetzenden Entwicklung der 3 Saarstädte stehend, verwuchs ich mit ihnen und ihren Interessen dermaßen, daß meine Lebenserinnerungen aus dieser Zeit auch ein kleines Stück Saarbrücker Geschichte mit umfassen werden.

So manche interessante Persönlichkeit kreuzte meinen Lebensweg, sei es, daß sie mir nähertraten, sei es, daß sie mir ferner blieben. Auch sie will ich mit einigen Strichen in der Erinnerung festhalten.

Auch mein Familienleben wird ab und zu in diese Schilderungen hineinspielen, obgleich ich ihm einen besonderen Teil meiner „Lebenserinnerungen“ widmen möchte.

Eine äußere Veranlassung zur Niederschrift gerade dieses Teiles meiner Lebenserinnerungen hätte vielleicht der 1. Juli 1919 geben können, als der 25jährige Jubiläumstag meiner selbständigen Berufstätigkeit.

Daß ich aber nun schon nach 21 Jahren zur Feder greife, hat seinen guten Grund in dem großen Krieg der Jahre 1914, 15 und wahrscheinlich auch 1916. Dieser Krieg setzte, wie der Berufstätigkeit so vieler, auch meiner nach fast genau 20 Jahren ein, wenn auch hoffentlich nur vorübergehendes, Ende. Unvermittelt wurde man plötzlich aus allem herausgerissen, monatelang nahmen die kriegerischen Ereignisse alle Gedanken gefangen, man war nur noch Soldat!

Zu Anfang dieses Krieges hatte man allgemein mit seiner schnellen Beendigung gerechnet.

Aber es verrann Vierteljahr auf Vierteljahr, und in immer weitere Ferne rückte, mit der Entwicklung der Kriegsereignisse, das Ende . . .

Da brachte der Stellungskrieg so manche Stunde der Ruhe, manche Stunde ungeduldigen Wartens. Und in diesen Stunden, die auch mir wurden, zog so manchmal, im Gedanken der Heimat und der Lieben daheim, mein

ganzes Leben an meinem geistigen Auge vorbei. Dabei kam mir der Gedanke, in meinen Mußestunden einen Abriß meines Lebens zu skizzieren, und zwar für meine Jungen ²⁾ als kleine Erinnerung an ihren Vater, der sie niederschrieb in einer großen Zeit.

Roisel, Nordfrankreich, den 18. Oktober 1915
H. Weszkalnys

1. Vom 1. Juli 1894 bis August 1898

Am 1. Juli 1894 begründete ich meine berufliche Selbständigkeit in Saarbrücken.

Der Zufall hatte es gefügt, daß ich hier, wo mich meine Sympathien hingezogen hatten, auch so bald ein vielversprechendes Arbeitsfeld gefunden hatte.

Als erstes Zeichen meiner Niederlassung als Architekt ließ ich an der Hausecke meiner Wohnung, Hohenzollernstraße 58, ein dementsprechendes Namensschild anbringen. Dabei erlebte ich aber sofort den ersten Zusammenstoß mit dem Hausbesitzer, Herrn Riotte. Dieser zeigte sich entsetzt über die Dollen, die der das Schild anbringende Maurer in seine kostbare Hausfassade schlug. Mein Versprechen, bei einem etwaigen Fortzuge alles wieder schönstens instandsetzen zu lassen, beruhigte Herrn Riotte dann wohl einigermaßen, ganz recht war ihm die Sache aber wohl doch nicht.

Eine weitere Reklame, etwa eine Anzeige in der Zeitung, verschmähte ich, da ich für den Anfang sehr reichliche Arbeit hatte.

Es waren dieses ein Anbau an das Postgebäude und Projekte für das Hotel Balkhausen, ein Wohnhaus für Richard Schmidt in der Kanalstraße und einige Projektskizzen für Herrn von Voss. Mit großer Arbeitsfreudigkeit ging ich an diese verschiedenartigen Arbeiten heran und erledigte daneben noch die Abrechnung für die Luisenthaler Brücke.

Die nächsten Sonntage benutzte ich zu Besuchen bei Bürgermeister Feldmann, um diesem meine Niederlassung in Saarbrücken anzuzeigen, und bei den Kollegen Brugger, Güth und Wiesert. Letzterem war an diesem Tage gerade sein erstes Töchterchen geboren, und ich bekam ihn infolgedessen nicht zu Gesicht.

Sehr erfreut werden wohl alle 3 Kollegen über den Grund meines Besuches nicht gewesen sein. Aber sie hatten damals alle reichlich Arbeit, allerdings hauptsächlich in St. Johann.

Nachdem ich ca. 4 Wochen allein für mich gearbeitet hatte, stellte sich mir eines Tages ein Jüngling namens Ketze, Sohn des Notariatssekretärs von Notar Mayer, vor mit dem Anliegen, bei mir als Lehrling einzutreten. Nach einigem Besinnen sagte ich zu, und am anderen Tage trat Herr Ketze bereits an.

Das war also der erste Anfang meines Ateliers, das ich in meinem Wohnzimmer aufgeschlagen hatte. Als dort nun noch ein weiterer Zeichentisch aufgeschlagen werden mußte, wurde die Sache etwas enge. Infolgedessen trat ich mit meinem Hauswirt noch wegen Hergabe eines weiteren Zimmers in Verbindung, aber ich merkte bald, er zeigte dazu keine rechte Lust. Überhaupt schien ihm die Aufmachung eines Betriebes nicht sehr zu be-

hagen, und so kamen wir dann, nach einigem Hin und Her, zu der friedlichen Einigung, daß ich am 1. September ausziehen würde. Nun galt es, schnell eine passende leere Wohnung für mich zu suchen, und bald fand ich eine solche in der Hohenzollernstraße, dicht neben der Eisenbahnstraße, im Hause eines Herrn Funck. Da hatte ich nun wohl eine Wohnung, aber noch keine Möbel. Flugs setzte ich mich nun hin und zeichnete mir eine Arbeitszimmereinrichtung, die ich bei Richard Schmidt in Luisenthal mit 6wöchiger Lieferfrist in Auftrag gab. Für mein Schlafzimmer kaufte ich mir ein eisernes Bettgestell und einige andere einfache Möbel, die ich weiß streichen ließ. Von Tante Malchen erhielt ich aus der Hinterlassenschaft meines Großvaters aus Tannenwalde ⁴⁾ Federbetten mit der entsprechenden Wäsche. So konnte ich am Abend meines 27. Geburtstages zum erstenmal in meiner mit eigenen Sachen, wenn auch vorläufig nur mangelhaft, ausgestatteten Wohnung zur Ruhe gehen.

Am anderen Tage ging es im neuen „Atelier“ wieder mit frischen Kräften an die Arbeit, die mich ganz in Anspruch nahm. Herr Ketze machte sich dabei in der Hauptsache durch fleißige Handhabung des neu angeschafften Lichtpause-Apparates nützlich.

Im übrigen lief mein Leben in gewohnter Weise weiter.

So kam der 1. Oktober heran. Da erhielt ich wieder den Besuch eines sehr redegewandten jungen Mannes, der sich mir als Harry Wölbing vorstellte und mir klarzumachen versuchte, daß ich ihn unbedingt als Techniker engagieren mußte.

Seine Zeugnisse waren gut, und so ließ ich mir von ihm auch noch seine Zeichnungen vorlegen, aus denen ich sofort sah, daß ich einen tüchtigen Zeichner vor mir hatte. Nach einigem Besinnen stellte ich ihn dann auch ein, da mir meine Arbeiten mit der Zeit doch über den Kopf zu wachsen drohten. Obgleich sich Wölbing später als etwas phantastischer unsteter Kopf herausstellte, hatte ich meine schnelle Wahl nicht zu bereuen. Er hat mit mir, wenn die Arbeit drängte, freiwillig so manche halbe Nacht durchgearbeitet und war dabei immer vergnügt. Zwei Jahre hielt er es bei mir aus, dann trieb es ihn aber weiter hinaus. Mit dem, was er sich bei mir erspart hatte, widmete er sich noch weiteren Studien, ist dann aber später verdorben und gestorben. Es war schade um sein schönes Talent.

Wirklich zu bauen war ja zunächst nur der Postanbau ⁵⁾. Mit den Bauplänen für das Hotel Balkhausen war ich inzwischen soweit gekommen, daß ich mit dem Bauherrn in allem einig war und daß im nächsten Frühjahr mit dem Bau begonnen werden konnte.

Nebenher liefen noch eine Reihe kleinerer Umbau-Projekte.

Zu tun hatte ich also für den Anfang reichlich; da es sich aber in der Hauptsache erst um die Aufstellung von Projekten handelte, flossen die Einkünfte noch spärlich, und da mußte ich zunächst etwas von meinem kleinen Vermögen verbrauchen.

Aber Betriebskapital gehört eben zu jedem Geschäft. Hier dürften einige Worte über meine damaligen Vermögensverhältnisse interessieren.

Von meinem früh verstorbenen Vater ⁶⁾ war mir ein Kapital von 6000,— Mark hinterlassen worden. Von der Erbschaft meiner Großeltern mütterlicherseits entfielen auf meinen Anteil 1500,— Mark.

In Köln und Hagenau hatte ich mir ca. 1500,— Mark erspart. Von diesen Summen hatte ich während meiner Militärdienstzeit und während meines

Studiums ungefähr 3000,— Mark wieder verausgabt, so daß mir bei Beginn meiner Selbstständigkeit noch 6000,— Mark als Betriebskapital zu Verfügung standen. Viel war es ja nicht, aber es genügte mir vollauf. Da ich mein Wohl und Wehe nun eng mit der Saargegend verknüpft hatte, hing es wesentlich von der ganzen Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse der 3 Saarstädte und ihrer Umgebung ab, und diese Verhältnisse zu schildern, will ich nun in kurzen Umrissen versuchen:

Die Situation der drei Saarstädte

Bis Mitte der 1880er Jahre waren die drei Schwesterstädte Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach Provinzial-Mittelstädte von 12 — 15 000 Einwohnern, Malstatt-Burbach eigentlich noch ein Industriedorf.

Ihre Hauptbedeutung war ihre Lage als Mittelpunkt, wenn auch nicht geographischer, des Saarkohlenbeckens mit dessen Bergbau und der sich auf diesem aufbauenden Eisen- und Glasindustrie.

Mit Ende der 80er Jahre nahmen, wie in ganz Deutschland, Bergbau und Industrie zu dem gewaltigen Aufschwung der nächsten 15 Jahre den Anlauf auch hier und schufen damit den Entwicklungsmöglichkeiten der 3 Saarstädte ganz neue Bahnen.

Die verhältnismäßig geringe vorherige Entwicklung der Städte findet schon dadurch ihre Kennzeichnung, daß alle 3 bis Anfang der 80er Jahre von sogenannten Ehrenbürgermeistern, also unbesoldeten, verwaltet wurden. Saarbrücken machte 1883 den Anfang mit der Anstellung eines Berufsbürgermeisters, als der mir noch wohlbekannte Ehrenbürgermeister Kiefer abdankte. Es wählte den früheren Beigeordneten von Wilhelmshaven Feldmann zum Bürgermeister.

In St. Johann wurde nach Abdanken des Ehrenbürgermeisters Falkenhagen Dr. Neff der erste besoldete Bürgermeister, etwa 1889.

Malstatt-Burbach behielt seinen früheren Landbürgermeister Meyer noch viele Jahre auch als Stadtbürgermeister bei, sientemalen er doch nicht viel zu sagen hatte, weil die Direktion der Burbacher Hütte auch das Stadtregiment führte. Der rührigste und befähigste dieser drei nachbarlichen Bürgermeister war ohne Frage Feldmann. Als früherem Baumenschen von Beruf, er war einmal Regierungsbauführer, war er seinen Kollegen, gerade was die Vorbereitung für eine bauliche Entwicklung der Städte anbetrifft, von vornherein überlegen, und diese Überlegenheit nutzte er zum Besten Saarbrückens, zunächst durch rasche Anlage einiger neuer Straßen, aus. Es war dieses zunächst im Westen der Stadt die Hohenzollernstraße mit einer Reihe von Nebenstraßen. Um die Hohenzollernstraße nicht in die freie Natur auslaufen zu lassen, wurde sie durch die in den Jahren 1893/94 erbaute Hohenzollernbrücke ⁷⁾ mit Malstatt-Burbach verbunden.

Im Osten wurde zunächst nur die Pestelstraße angelegt und von einer durch Bürgermeister Feldmann ins Leben gerufenen Baugenossenschaft auch größtenteils bebaut. In diesem Gelände stand früher eine Ölfabrik, deren Steine zum Bau der Häuser verwendet wurden. Das größte dieser Häuser erwarb Herr Fritz Röchling, dessen Familie noch darin wohnt. Bei diesem Hause fanden die alten Steine auch in der Fassade Verwendung, und bald stellte es sich heraus, daß sie größtenteils von Öl durchtränkt waren. Das Haus wurde infolgedessen lange Zeit die „Ölvilla“ genannt. Bald nach der Pestelstraße wurde auch die Zähringerstraße in Angriff genommen, sie wollte aber nicht recht vorwärtskommen.

Sein Hauptaugenmerk richtete Bürgermeister Feldmann darauf, möglichst viel Militär und Behörden nach Saarbrücken zu bekommen. Natürlich gab es dann manche Rivalität und Reibung mit der Nachbarstadt St. Johann. Das Infanterie-Regiment Nr. 70 kam Ende der 80er Jahre nach Saarbrücken, das war für dieses einmal ein großer Erfolg.

Das Duell der Bürgermeister

Bis 1892 hatte der Kreis Saarbrücken noch nicht einmal ein Bezirkskommando, sondern er gehörte in dieser Beziehung zu Saarlouis.

Als nun der Kreis Saarbrücken ein Bezirkskommando erhalten sollte, setzte sofort ein Kampf zwischen den Städten Saarbrücken und St. Johann ein, wohin der Sitz desselben kommen sollte. Letzteres siegte zunächst, indem es ein passendes Mietlokal zur Verfügung stellen konnte. Die Entscheidung über den Sitz des Bezirkskommandos sollte zunächst nur eine vorläufige sein. Dieser Umstand gab nun zu einem jahrelangen Geplänkel zwischen den beiden Gemeinden und zu den verschiedensten Verhandlungen der beiden Bürgermeister mit dem Generalkommando Veranlassung. Aus diesen Verhandlungen erwuchsen persönliche Reibereien zwischen den beiden Bürgermeistern, die schließlich so weit ausarteten, daß Feldmann durch den alten Gymnasialprofessor Scheer seinen Kollegen Dr. Neff zum Duell fordern ließ.

An einem schönen Herbstmorgen fuhren zwei geschlossene Wagen nach dem verschwiegene Irgental. Und eine Stunde darauf wußte es die ganze Stadt, daß dort das Duell der beiden Stadtoberhäupter unblutig vonstatten gegangen war. Das merkwürdige Ereignis ging durch die ganze deutsche Presse, besonders wurde es von den Witzblättern ausgeschlachtet. Die Folgen waren für die beiden Kämpfer um ihrer Städte Vorteil einige Wochen Festung.

Sonst hatte aber St. Johann gesiegt; es baute am Schlachthausplatz ^{*)} ein schönes Haus und erhielt das Bezirkskommando. — Achtzehn Jahre später trat allerdings wieder ausgleichende Gerechtigkeit ein; da wurde das Bezirkskommando nach Saarbrücken verlegt.

Mit den Jahren hatten die Pläne des Herrn Feldmann, nachdem ihm die meisten bisherigen geglückt waren, größeren Umfang angenommen. Im Jahre 1893 war er mit dem Militärfiskus wegen Umtausches eines größeren städtischen Geländes gegen die Wilhelmskaserne und deren Reitplätze einig geworden.

Nach Abbruch dieser bisher vom Dragoner-Regiment 7 benutzten alten Kasernen entstand hier unser „Neumarkt“. Diese Lösung war entschieden ein großer Gewinn für Saarbrücken. Auf der anderen Seite hatte es aber Feldmann unterlassen, bei dem nun folgenden Neubau der Dragoner-Kasernen auch für den Stadtplan in der dortigen Gegend Sorge zu tragen. Heute (1915!) ist der große Kasernenkomplex direkt ein Verkehrshindernis zwischen Mittel- und Weststadt ^{*)}.

Bürgermeister Feldmann

Gerade zu dem Zeitpunkt, als das Hauptplatzprojekt reif geworden war, gewann ich mit Bürgermeister Feldmann nähere Fühlung. Das Hotel Balkhausen war das erste Gebäude, das an seiner neuen Schöpfung errichtet werden sollte, und erregte dadurch sein lebhaftestes Interesse. Mein Projekt gefiel ihm ausnehmend, und es kam ihm der Gedanke, auf eine mög-

lichst einheitliche Bebauung des neuen Platzes hinzuwirken. Leider ließ sich der Gedanke aus finanziellen Rücksichten nicht verwirklichen, obgleich sich damals alle in Betracht kommenden Bauplätze im Besitz der Stadt befanden. Unter den heutigen Verhältnissen würde man einfach Verkaufsbedingungen aufstellen und so lange warten, bis sich Leute finden, die sich auch ihren Interessen arg widersprechenden Vorschriften unterwerfen. Das kann lange dauern, ist aber bequem, und man erreicht seinen Zweck, wenn auch auf Kosten des Säckels der Bürger. — Bürgermeister Feldmann konnte aber damals so nicht rechnen. Das von der Stadt aufgewendete Kapital mußte wieder hereinkommen, und da mußte man den Käufern Konzessionen machen. Aber in ein paar Jahren war auch der Marktplatz ganz bebaut. Feldmann verstand es eben, sich in großzügiger Weise den gegebenen Verhältnissen anzupassen und mit geringen Mitteln viel zu erreichen.

Stellten sich seinen Plänen Schwierigkeiten in den Weg, so suchte er sie wohl energisch zu überwinden; gelang ihm das in absehbarer Zeit nicht, so versuchte er sie auf jede mögliche Weise zu umgehen. Gelang ihm auch das nicht, nun, so paßte er seine Pläne eben den sich ihnen entgegenstellenden Schwierigkeiten an. Kam er auf geradem, allen sichtbarem Wege nicht zu seinem Ziele, das er sich gesteckt hatte, so versuchte er es manchmal mit List. — Dieses Verhalten hatte ihm so manchen Gegner geschaffen, obwohl alles, was er tat, nur in den Interessen der Stadt lag, und das einzige, was er vielleicht selbst davon hatte, befriedigter Ehrgeiz war. Das Ziel seines Ehrgeizes war aber dieses, die Bevölkerung Saarbrückens rasch auf eine solche Zahl zu bringen, daß ein selbständiger Stadtkreis gebildet werden konnte, dem er als Oberbürgermeister vorstehen wollte. Dieses Ziel seiner Wünsche zu erreichen, war Bürgermeister Feldmann trotz aller Mühe nicht beschieden. Nachdem Saarbrückens Entwicklung eine Reihe von Jahren einen solchen Aufschwung nahm, daß sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, ließ sie dann doch wieder nach. Und kurz vor Erreichung seines Zieles mußte Feldmann das Ringen um sein Lebenswerk aufgeben, und verbittert wandte er Saarbrücken den Rücken. Doch das war ja erst viel später.

Im Jahre 1894, von dem ich augenblicklich spreche, stand er auf der Höhe seiner Tätigkeit und seiner Erfolge. Und gerade in dieser Zeit kreuzte er meinen Lebensweg, ihn in mancher Hinsicht bestimmend, eine lange Zeit beeinflussend.

Sein frischer Wagemut, sein Verfolgen immer neuer weit ausschauender Pläne zog mich in Verbindung mit seiner in vieler Beziehung bestrickenden Persönlichkeit ungemein an. Und da er bei mir ein williges Eingehen nicht nur auf seine Pläne fand, sondern, trotz meiner damaligen Jugend, auch weitere Anregung zur Ausgestaltung und Verwirklichung derselben, bildete sich mit der Zeit zwischen mir und dem viel älteren Manne ein sehr freundschaftliches Verhältnis heraus. Eine Erklärung hierfür ging mir später wohl auf: In den ersten Jahren stand ich ganz unter Feldmanns Einfluß, und das war wohl das, was ihm zusagte. Denn einen ausgeprägten anderen Willen konnte er neben dem seinigen nicht gut vertragen. Und als ich mit den Jahren ein selbständiges Urteil auch in städtischen Dingen gewann, kühlte sich unsere Freundschaft manchmal etwas ab, bis sie am Ende zu meinem großen Bedauern ganz in die Brüche ging.

Der Bau des Hotels Balkhausen führte uns also zuerst näher zusammen und bei der Gelegenheit war die Ausgestaltung und Ausnutzung der ganzen Umgebung auch der Gegenstand häufigen Meinungsaustausches.

Mit der Ausführung dieses verhältnismäßig umfangreichen Projektes sollte ich mich also in Saarbrücken einführen, und ich widmete ihm natürlich alle meine Liebe und künstlerische Sorgfalt.

Kunst und Handwerk

Über die Kunstformen, die ich seinem Äußeren und Inneren gab, ist heute die Zeit hinweggeschritten. Damals aber war es das Modernste, was die einsetzende Gärung auf dem Gebiet der Kunst, besonders der Architektur, hervorbrachte. Und schade, daß dieser Richtung keine Zeit zum Ausreifen beschieden war. Sie barg viel Gelegenheit zu einem phantasie- und poesievollen Schaffen in sich. Ihr Hauptcharakterzug war wohl der, daß sie eine innige Verschmelzung von Renaissance- mit mittelalterlichen Formen anstrebte und hieraus etwas abgerundetes Neues hervorbringen wollte. Über die Berechtigung dieses Gedankens mögen die Kunstgelehrten sich streiten, für mich hatte er damals jedenfalls viel Verführerisches, und ich habe ihn, so lange als es irgend möglich war, zu verwirklichen versucht.

In dieser Zeit ging nun auf dem Gebiet der Architektur-Literatur, wenn man es so nennen darf, eine allmählich einsetzende, dann aber rasch sich durchsetzende Veränderung vor sich.

Bisher beschränkten sich die Veröffentlichungen in der Hauptsache auf die Darstellung hervorragender Bauwerke der Gegenwart, ohne viel erläuternden Text. Jetzt begann eine nach der anderen Neuerscheinung aufzutauchen, in der der kritisierende, häufiger aber noch der sich in Lobeserhebungen über die Leistungen der einzelnen Künstler ergehende Text einen breiten Raum einnahm.

Federgewandte Architekten gab es damals noch weniger als heute. Infolgedessen besorgten Kritik und Lob Kunstschriftsteller, die sich wohl auf anderen Gebieten die Kenntnisse erworben hatten, mit denen sie nun auch flott die Architektur bearbeiteten. Später werde ich hierauf noch eingehender zurückzukommen Gelegenheit haben. Doch zur Erklärung des kurzen Bestandes der damaligen und nun folgenden verhältnismäßig kurzen Architektur-Epoche wollte ich den Umstand schon hier anführen, daß die rasch überhand nehmende und zum Teil ausartende Kunstschriftstellerei hierzu in der Hauptsache beitrug.

Das Handwerk stand zu der damaligen Zeit in Saarbrücken auf einer noch recht tiefen Stufe. Überall herrschten ein unglaublicher Schlendrian und eine große Gleichgültigkeit. An schnelle sowie an saubere Arbeit waren die Leute absolut nicht gewöhnt.

Wurde dann aber einmal für Arbeiten, deren sachgemäße Ausführung hier ganz unmöglich war, eine auswärtige Firma herangezogen, so erhob sich sofort in allen Handwerkerkreisen ein großes Geschrei wegen angeblicher Benachteiligung und Zurücksetzung des heimischen Gewerbes.

In den ersten Jahren hatte ich daher einen recht schweren Stand, bis ich mir einige Leute etwas herangezogen hatte. Aber dann mußte man es, den Wünschen der Bauherren entsprechend, immer wieder mit neuen Kräften versuchen.

Das Hotel Balkhausen

Durch meine Beschäftigung mit den Plänen für das Hotel Balkhausen trat auch in meinem täglichen Leben eine kleine Änderung ein.

Herr Balkhausen, damals der berühmteste Koch in Saarbrücken, war von Berlin als Ökonom des Dragoner-Kasinos hergekommen. Er übernahm darauf die Bewirtschaftung des Civilkasinos und verdiente dort viel Geld. Aber seine Frau, allgemein „Erna“ genannt, hatte eine sehr lose böse Zunge. Sie hatte allen alten Stammgästen des Kasinos Spitznamen gegeben und die Teilnehmer des dortigen Mittagstisches nannte sie z. B. „Akkordfresser“. Das gab allmählich böses Blut, und Balkhausen mußte das Kasino aufgeben.

Er mietete darauf das „Café Schuhmann“. Dieses war zur damaligen Zeit lange Jahre hindurch das beste und vielbesuchteste Restaurationslokal Saarbrückens. Es befand sich aber baulich in einem recht schlechten Zustand, und es erinnert die jetzige „Bürgerhalle“ nur noch recht wenig an die vergangenen Zeiten ¹⁰⁾.

Da Balkhausen einen großen Kundenkreis erworben hatte, faßte er vor Ablauf seiner Pachtzeit im „Café Schuhmann“ den Plan, sich selbst ein Restaurant mit kleinem Hotelbetrieb zu bauen. Es gab bei dem Entwerfen des Bauplanes und bei der Ausarbeitung der Einzelheiten natürlich sehr viel zu besprechen, und da hatte ich es so am bequemsten gefunden, fast täglich im Balkhausen'schen Lokal zu Abend zu essen und alsdann noch stundenlang mich über den Bauplan zu unterhalten. Auf diese Weise konnte ich ihm reichlich Zeit widmen, ohne mich tagsüber von meinen anderen Arbeiten zuviel abhalten lassen zu müssen.

Meine Mittagsgenossen aus dem „Krokodil“ ¹¹⁾, die nun wußten, wo sie mich abends öfter treffen konnten, fanden sich mit der Zeit auch immer häufiger ein. Nachdem ich wegen des Baues mit Balkhausen alles Erforderliche vereinbart hatte, fühlte ich mich aus geschäftlichen Rücksichten verpflichtet, nun auch meinen Mittagstisch zu ihm hin zu verlegen. Es wurde mir zwar etwas schwer, aus dem nun schon altgewohnten Kreise zu scheiden, aber dem Geschäft mußte dieses kleine Opfer schon gebracht werden.

Lange sollte ich aber meine Mahlzeiten nicht allein einnehmen, denn siehe da, kaum acht Tage später erschien eines Tages Dr. Sauerland zum Mittagessen. Er hatte tags vorher mit dem alten Brill im „Krokodil“ Krach bekommen und hatte unter Protest das Lokal verlassen. Oberlehrer Otto Schmidt hatte inzwischen geheiratet. Nun waren also noch Krumbiegel und Sins im „Krokodil“ zurückgeblieben. Bald wurde es diesen dort aber zu einsam, und nach Ablauf des Monats siedelten sie auch zu Balkhausen über. So hatte sich unser alter Kreis wieder zusammengefunden, dem sich auch A. Müller immer enger anschloß. Als der Frühling 1895 herankam, konnte ich den Grundstein zu meinem ersten größeren selbständigen Bau legen. Aber ganz rein war auch schon diese Freude nicht:

Balkhausen hatte den ganzen neuen Bauplatz zwischen Marktplatz und jetziger Saalbaustraße gekauft. Es kamen ihm nun aber Bedenken, ob es nicht etwas zuviel für ihn sei. In der Person des Kaufmanns Wilh. Hoffmann fand sich ein Liebhaber für den Eckplatz Hohenzollern- und Saalbaustraße, und nun beging Balkhausen den großen Fehler, diesen Platz für 6000,— Mark abzutreten. Als ich in die Sache hineinkam, war es leider schon zu spät.

Nun hatte aber Balkhausen doch in gewisser Vorsorge folgende Bedingungen an den Verkauf geknüpft: Das von Hoffmann zu erbauende Haus mußte mit dem Balkhausen'schen ein architektonisches Ganzes bilden, auch sollte die gleiche Etagenhöhe angenommen werden, so daß ein späteres Zusammenziehen jederzeit möglich wäre. Zu letzterem Zweck behielt sich Balkhausen außerdem das Vorkaufsrecht vor.

Auf dieser vertraglichen Grundlage stellte ich nun ein einheitliches großes Projekt auf, dessen Genehmigung durch die Stadt, die sich auch beim Verkauf des Geländes verschiedenes vorbehalten hatte, erfolgte.

Als nun Herr Hoffmann seinen Kostenanschlag erhielt, da erklärte er, daß er ihm zu teuer wäre und daß er da nicht mitmachen könnte. Balkhausen hatte ich beinahe so weit gebracht, daß er den Kauf rückgängig machen wollte. Davon wollte nun aber Hoffmann nichts wissen, sondern er ging darauf aus, den Platz wohl zu kaufen, von den erschwerenden Bedingungen aber entbunden zu werden. Mit Hilfe vieler guter Freunde, die Balkhausen bearbeiten mußten, und der aus Furcht vor geschäftlichem Schaden schließlich nachgab, gelang ihm dieses leider auch. Da er außerdem Stadtverordneter war, brachte er auch die Stadt zum Verzicht auf die von ihr gestellten Bedingungen.

Damit war leider gleich der Anfang zu unserem schönen Marktplatz verfehlt, und mir war die Großzügigkeit meines Projektes damit zerstört.

Überstürzt mußte ich meinen Fassadenplan, so gut es noch ging, ändern, und Hoffmann ließ sich von Maurermeister Barth einen öden Kasten hinsetzen, der das ganze Bild des nur kurzen Baublocks verdarb. Ich mußte mich, so gut es eben ging, mit der Tatsache abfinden.

Das Spichern-Gedenkfest

Im August 1895 sollte die 25jährige Wiederkehr des Tages der Schlacht von Spichern in den Saarstädten großartig begangen werden.

Die Vorarbeiten zu den Veranstaltungen wurden von den Kriegervereinen des Saarbezirks in die Hand genommen, und es wurde aus diesen ein großer Ausschuß gewählt. Dieser wählte sich als Vorsitzenden den damaligen Oberleutnant d. R. Rechtsanwalt Dr. Schmidtborn, den 2. Vorsitzenden des „Saarbrücker Krieger-Vereins“. Ich war auch Mitglied dieses Vereins und es wurden mir die Entwürfe für den Festplatz mit allen seinen Gebäulichkeiten übertragen. Allmählich nahmen die geplanten Veranstaltungen immer größeren Umfang an. Es sollte unter anderem ein großer historischer Festzug ins Werk gesetzt und, da der Großherzog von Baden sein Erscheinen zugesagt hatte, auch eine glänzende Ausschmückung der Städte St. Johann und Saarbrücken stattfinden. Für Saarbrücken wurden die hierfür zu treffenden Vorbereitungen und Entwürfe auch in meine Hand gelegt.

Dr. Schmidtborn leitete die vielfachen Versammlungen mit großem Geschick und widmete sich überhaupt der ganze Sache mit Liebe und Eifer. Wie es aber an die Festlegung der Idee für den Festzug ging, wandte er sich an mich, so daß auch dieser Teil des Festes in meine Hand kam. Auf diese Weise liefen nun so viele Fäden bei mir zusammen, daß ich hinfort an jeder Sitzung der verschiedenen Ausschüsse teilnehmen mußte und so auch bald einen maßgebenden Einfluß auf die ganze Festveranstaltung gewann.

Sehr viel Arbeit machte mir die Sache ja wohl. Für die architektonische Arbeit für die Festplatzbauten wurde ich aber honoriert, und dann hatte ich das Monopol für den Entwurf aller privaten Ausschank- und Verkaufsstätten auf dem Festplatz. Das 3 Tage dauernde Fest nahm einen glänzenden Verlauf. Ich sah aber nur wenig von den einzelnen Veranstaltungen, da ich bis zum letzten Augenblick wahnsinnig zu tun hatte. Als ich z. B. den Festzug eben aufgestellt hatte, raste ich im Wagen auf den Festplatz hinaus, der sich auf dem großen Exerzierplatz befand, um dort die letzten Anordnungen zu treffen, und deren waren noch viele.

Dr. Schmidtborn war durch die Repräsentation bei den zahlreichen hohen Persönlichkeiten so in Anspruch genommen, daß er mich bat, von nun ab für alles weitere zu sorgen. Von den Vorsitzenden der verschiedenen Ausschüsse, denen allerlei Funktionen auf dem Festplatz übertragen waren, war seit Beginn des Festes natürlich nichts mehr zu sehen. So war ich dann schließlich froh, als alles glücklich vorüber war.

Dr. Schmidtborn und Landrat Bake erhielten vom Großherzog von Baden den „Zähringer-Löwen“, ich hatte die Erfahrungen gesammelt.

Allerdings wurden mir bei dieser Gelegenheit die Aufträge für die Denkmäler des 12ten und des 48ten Regiments auf dem „Roten Berg“ erteilt.

Es war dieses das erste Mal, daß ich Gelegenheit hatte, bei einer großen festlichen Veranstaltung vorbereitend und anordnend mitzuwirken. Die ganze dabei erforderliche organisatorische Tätigkeit machte mir trotz der großen Arbeit viel Freude. Es war mir ein Vergnügen, so viele tausend Menschen nach meinen Gedanken in Bewegung gesetzt zu haben.

Und von jetzt ab blieben während 20 langer Jahre alle wirklich großen Festveranstaltungen in Saarbrücken in meiner Hand.

Im Juli 1895 traf mich schmerzlich der Tod von Onkel Hotop¹²⁾, der ihn nach ganz kurzer Krankheit ereilte. Die Veranlassung war allerdings ein altes hartnäckiges Blasenleiden.

Onkel Hotop hatte sich alle Mühe gegeben, mich in die geschäftlichen Verhältnisse der beiden Städte einzuführen, und dabei immer auf St. Johann hingewiesen. Nun hatte er kurz vor seinem Tod noch Gelegenheit, zu erleben, wie mir von Bürgermeister Feldmann die Vorarbeiten für die Projekte für Saalbau und Markthalle übertragen wurden — große Arbeiten für mehrere Jahre. Er sympathisierte mit Bürgermeister Feldmann wenig, und er war daher recht erstaunt, daß es mir so rasch gelungen war, bei diesem Erfolge zu erzielen. Nach diesen großen Aufträgen war ich natürlich dauernd mit meinem Wohnsitz an Saarbrücken gebunden.

Schon im Jahre 1893 war ich dem Saarbrücker Civil-Kasino beigetreten und war ziemlich regelmäßig an den Donnerstag- und Samstagabenden dort. Donnerstag nahm ich öfter an dem Skat teil, den Onkel Hotop, Professor Krotze, Dr. Schubert und Dr. Kramer mit großem Eifer spielten. Nach Onkel Hotop's Tode trat ich für ihn ein und beteiligte mich viele Jahre weiter, bis es meine Zeit nicht mehr erlaubte.

An den Samstagabenden nahm ich an einer Kegelpartie teil. Außerdem hatte ich noch eine Menge Familien-Verkehr, den ich aber eigentlich nur offiziell pflegte, d. h. wenn ich eingeladen war.

Die Kasino-Festlichkeiten machte ich nicht mit, weil ich nicht tanzte und sie mir auch keinen Spaß machten. Außerdem hatte ich weder Lust noch Zeit, mich unter den Töchtern des Landes umzusehen, wie es mir wohl von mancher Seite nahegelegt wurde. — Ich ging vollständig in der vielen

Arbeit auf, die mir von allen Seiten nur so zuströmte, ohne daß ich dafür einen Finger zu rühren brauchte.

In dieser Beziehung haben mich die damaligen guten Zeiten, die ich gar nicht genug auszunutzen verstand, sehr verwöhnt, und so kam es mir später hart an, als sich die Zeiten änderten.

Meine Büroräume in der Hohenzollernstraße waren mir auch bald wieder zu klein geworden, und infolgedessen zog ich am 1. Juli 1895 nach der Gutenbergstraße in das Haus neben Dr. Mertz (jetzt Dr. Becker). Inzwischen wurde mir das Haus Schloßplatz 5, das Herr Carl Vopelius verwaltete, für den billigen Mietpreis von 1300,— Mark angeboten, und da das erste Obergeschoß meinen Zwecken sehr gut entsprach, mietete ich es kurzentschlossen. Das, was ich von Räumen in dem großen Hause nicht brauchte, dachte ich, jederzeit anderweitig weitervermieten zu können.

Und so zog ich denn in meine neue Wohnung in der Gutenbergstraße gleichzeitig mit der Kündigung ein. — Während der kurzen Wohnzeit hatte ich aber noch Gelegenheit, gerade gegenüber das Haus für Frau Schellenberger zu bauen zu beginnen.

Mein Büropersonal hatte ich unterdessen um 2 Herren vergrößern müssen, so daß es nun auf 4 Personen angewachsen war.

Am 1. Oktober ging es dann an meinen dritten Umzug in Saarbrücken. Tante Cila Hotop, die nun nur noch ihren Felix bei sich zu Hause hatte, zog gleichzeitig mit mir in das Haus auf dem Schloßplatz, in dem ich ihr das Erd- und das 2. Obergeschoß überlassen hatte.

Die 4 Zimmer im Erdgeschoß vermietete sie in der Folge als möblierte Wohnungen, und aus diesen zog sie gerade soviel Miete, daß sie umsonst wohnte. Bei dem launischen Charakter von Tante Cila war dieses Beieinanderwohnen in einem Hause nicht immer angenehm, aber im dankbaren Angedenken an Onkel Hotop, der mir so manche Freundlichkeit erwiesen hatte, nahm ich das geduldig mit in Kauf.

Zum Oktober mußte ich mein Personal schon wieder um 2 Herren vermehren, so daß ich nun bereits über ein stattliches Atelier verfügte.

Die Aufträge für die Projekte zum Saalbau und zur Markthalle waren mir endgültig erteilt. Der Eckplatz gegenüber Balkhausen am Marktplatz war in ansehnlicher Größe an den Bierbrauereibesitzer Nohl verkauft worden. Auch hier bekam ich den Auftrag zu einem Projekt für ein Bierlokal großen Stils.

Im Spätherbst kamen hierzu noch die Projekte für den Zirkus und für das Theater im alten Kasinogarten hinzu. Einzelne kleinere Projekte wurden noch so zwischendurch miterledigt.

Wenn ich heute an diese Fülle großer Projekte denke, deren Erledigung alle zu ziemlich gleicher Zeit auf mich einstürmte, so kommt mir dabei ein gewisser Neid auf mich selbst.

Was war das für eine Lust, sich so in voller Kraft auf die Arbeit zu werfen, die beinahe nicht zu überwältigen schien, die es mir aber doch immer zu bezwingen gelang.

Aber so manches dieser großen Projekte hätte ich mir später zu lösen gewünscht, als mir manche reiche Erfahrung zur Seite stand. Die viele Arbeit fand natürlich auch ihren reichen finanziellen Lohn; da mir dieser für meine damaligen Verhältnisse recht hoch vorkam, beging ich den Fehler, meine Arbeiten viel zu niedrig zu berechnen. Da ich aber in meiner ganzen

Jugend sehr sparsam gelebt hatte, erschien mir die Honorarsumme, die jetzt so leicht in meine Hände gelangte, schon ungemein groß.

Zu wenig überlegte ich es mir damals auch, daß auf die fetten Jahre naturnotwendig auch einmal magere folgen müßten.

Jedenfalls hatte ich mich in kurzer Zeit zum vielbeschäftigsten Architekten der Saarstädte emporgerungen.

Der Zirkus im alten Kasinogarten

Noch im Dezember 1895 begann ich mit dem Bau des Zirkusgebäudes im alten Kasinogarten.

Die in diesem zu errichtenden Bauten hatten folgende kurze Vorgeschichte: Der „alte Kasinogarten“ hatte daher seinen Namen, daß er früher der Civil-Kasino-Gesellschaft gehört hatte, die als Gesellschaftshaus die spätere alte „Tonhalle“ besaß, die in der Wilhelm-Heinrich-Straße an der Stelle der jetzigen stand. Der Garten reichte damals bis zur Hohenzollernstraße und ging nach der Westseite bis über die Neugeländstraße hinaus. Als Eisenbahn- und Hohenzollernstraße angelegt wurden, gewann das Gelände hohen Bauplatzwert und wurde von der Kasino-Gesellschaft parzelliert, die sich in den Jahren 1868/70 ein neues Gebäude in der Alleestraße von Professor Raschdorf, damals noch Stadtbaumeister in Köln, hatte errichten lassen. (Heute 1971 Landtag).

Der noch als Garten stehenbleibende Rest des Geländes mit einigen Wirtschaftsgebäuden hat bis heute den Namen „alter Kasinogarten“ beibehalten. Er wurde von einem Herrn Julius Köhl erworben. Dieser betrieb in dem alten Saalgebäude und in dem Garten eine Sommerwirtschaft mit Konzerten; im Winter wurde in dem Saal Theater gespielt.

Im Herbst 1895 tauchte nun plötzlich ein Hamburger namens de Bryn in Saarbrücken auf. Er war der Inhaber des de-Bryn'schen Patentes für Wände und Gewölbe aus sogenannter „de Bryn'scher“ Masse. Es war weiter nichts viel anderes als mit Schwefelsäurezusatz zubereiteter Gipsbrei.

Aber er fand in Saarbrücken und Umgebung einen so guten Boden für den Absatz seines Patentes, daß er sich monatelang hier aufhielt und an der Gegend Gefallen gewann.

Das Hotel Balkhausen war damals im Rohbau gerade fertig geworden. Der Maurermeister Barth, der die Arbeiten ausgeführt hatte, hatte auch das de Bryn'sche Patent für Saarbrücken erworben, und er trat nun mit dem Anliegen an mich heran, es für Wände und Gewölbe bei dem Neubau verwenden zu dürfen. Ich stand der Sache etwas mißtrauisch gegenüber, und infolgedessen besuchte mich Herr de Bryn häufig, um mir die Güte seiner Konstruktionen eingehend zu erläutern. Er leistete mir alle Garantien und versprach, bei der Ausführung der Arbeiten selbst dabeizubleiben, da sie ja als Reklame für ihn dienen sollten. Ich willigte also schließlich ein und machte keine üble Erfahrung mit der neuen Sache, vor allem war de Bryn selbst wie der Teufel hinter der Ausführung, die überraschend schnell vonstatten ging und dabei noch den Vorzug der Billigkeit hatte. Durch die Vorführung der Arbeiten verkaufte de Bryn nun eine Masse Lizenzen nach der Pfalz und nach Elsaß-Lothringen, und das Geld floß ihm nur so zu. Eigentlich hing aber alles an seiner energischen und außerordentlich rührigen Persönlichkeit. Denn alle die vielen Käufer des Patentes gaben seine Ausnutzung nach wenigen Jahren wieder auf, obgleich sie anfänglich so große Hoffnungen auf es gesetzt hatten. Heute ist es ganz in Vergessen-

heit geraten, obgleich es für manche Zwecke wirklich einfach, billig und angebracht war.

Nun, kurz und gut, Herr de Bryn mußte aus dem guten Absatz seines Patentes wohl geschlossen haben, daß auch sonst noch in Saarbrücken gute Geschäfte zu machen seien, und so kaufte er eines schönen Tages den ganzen „alten Kasino-Garten“ samt des Restaurationsanwesens „Münchener Küche“ in der Hohenzollernstraße. Bald darauf kam er zu mir, entwickelte mir seine Zukunftspläne und gab mir die Projekte für das Zirkus-Gebäude und für ein großes Variété-Theater in Auftrag.

Mit großem Interesse widmete ich mich natürlich der schönen Aufgabe, die mir später allerdings manchen Verdruß bereiten sollte.

Zunächst wurde eine große Reklame ins Werk gesetzt, zu der auch ich durch schöne farbige Zeichnungen beitragen mußte, die bei Carl Korn im Schaufenster ausgestellt wurden.

Mit dem Zirkusbau wurde noch im November begonnen und die Fundamente bei starkem Frost im Winter hergestellt. Die Backsteine wurden dabei an Feuern gewärmt, und es wurde sogar bei künstlicher Beleuchtung gearbeitet, da de Bryn den Zirkus bereits für Mitte April 1896 vermietet hatte.

Das ganze Gerippe wurde in schwerer Eisenkonstruktion hergestellt, die B. Seibert lieferte. Dieses Eisengerippe wurde alsdann mit de Bryn'schen Platten ausgemauert, die an Ort und Stelle aus Gips mit Schwefelsäurezusatz und Kohlenasche fabriziert wurden. Es war den Winter über ein wüstes Schaffen, aber das umfangreiche Gebäude wurde pünktlich zur festgesetzten Zeit fertig.

Zu Weihnachten gönnte ich mir von meiner vielen Arbeit zum ersten Mal etwas Ruhe und fuhr auf 14 Tage nach Insterburg. Von dort machte ich noch einen kleinen Abstecher nach Kraupischken und Tilsit. Zurückgekehrt ging es dann wieder an neues Schaffen. Es galt, den inneren Ausbau des Hotel Balkhausen zu vollenden, was bei den schon erwähnten mangelhaften Handwerkerverhältnissen gerade keine leichte Aufgabe war.

Alsdann kam zu den zahlreichen anderen in Arbeit befindlichen Projekten noch ein solches für ein Krankenhaus für die Burbacher Hütte hinzu.

Der Frühling 1896 brachte die Vollendung des Hotels Balkhausen sowie des Zirkusgebäudes, und den Beginn der Bauarbeiten am städtischen Saalbau, am Theater und am Burbacher Krankenhaus; daneben auch noch für einige kleinere Sachen.

Entstehung des Saalbaus und des alten Theaters

Die Baugeschichte des Saalbaues und des Theaters beginnt also zur gleichen Zeit.

Über diese beiden Gebäude ist in der Folge in der Bürgerschaft viel hin und her gestritten worden, und sie gaben Veranlassung zu manchen Ausstellungen seitens des Publikums, das die Entstehungsgeschichte beider nicht kannte und öfter Bürgermeister Feldmann heftig angriff. Er verschmähte es aber, sich zu verteidigen und Sachen klarzustellen, die leicht hätten geklärt werden können. Nach Feldmanns Tode habe ich einige Male Gelegenheit genommen, Interessenten die damaligen Vorgänge mitzuteilen. Allgemein bekannt sind sie aber auch bis heute noch nicht geworden, und ich bin der einzige, der in alle Einzelheiten genau eingeweiht war. Daher mögen sie an dieser Stelle vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt werden:

Saarbrücken besaß weder ein Theater, noch wurde regelmäßig in einem anderen Raume Theater gespielt. Der Tonhallensaal und der Saal im „alten Kasinogarten“ waren die Stätten, an denen gelegentlich Gastspiele von anderen Bühnen gegeben wurden.

Da fühlte sich im Jahre 1891 ein Herr Reuter, Pächter des „alten Kasinogartens“ berufen, eine eigene Theatergesellschaft zu gründen und sie in seinem Gartensaale spielen zu lassen. Das war natürlich eine bessere Schmiere, deren Hauptstütze der Komiker Willy Schiff war. Seit Ende der 80er Jahre gaben außerdem regelmäßig im Mai/Juni die „Darmstädter“ unter Hacker und Knispel ein längeres Gastspiel.

Als nun de Bryn den Plan faßte, im „alten Kasinogarten“ ein großes Variété-Theater zu errichten, kam Saarbrücken in Gefahr, sein großartiges Kunstinstitut, das nun schon ein paar Jahre sein Leben gefristet und in der Bürgerschaft Anklang gefunden hatte, wieder zu verlieren.

Mittlerweile hatten sich die Städte aber auch so gut und rasch entwickelt, daß für die Einrichtung eines ständigen guten Theaters wirklich die Zeit gekommen zu sein schien.

Mein „Saalbau“ war als Konzertsaal projektiert. Das Vordergebäude am Marktplatz hatte organisch eigentlich gar nichts mit ihm zu tun. Es sollte als Geschäftshaus lediglich zur Rentabilität beitragen und mit seiner Fassade den Marktplatz zieren. Der eigentliche Saalbau wurde dabei recht sehr in den Hintergrund des Bauplatzes gedrängt. Wohl wider meinen Willen. Ich hätte den Saalbau gern als solchen auch äußerlich gezeigt. Bürgermeister Feldmann vertrat aber andere Gesichtspunkte, und da mußte ich mich eben fügen.

Ich hatte den Saal als Konzertsaal genau so projektiert, wie er sich nach einem später vorgenommenen Umbau jetzt darstellt.

Da wurde Herrn Feldmann das Projekt für das Variété-Theater zur Genehmigung vorgelegt, und er ersah, daß es mit dem Musentempel im „alten Kasinogarten“ aus sein sollte. Da griff er den Gedanken auf, den Saalbau auch für Theaterzwecke geeignet zu machen, wofür ich nun den Auftrag erhielt, obwohl die Fundierungsarbeiten nahezu schon beendet waren. Grundlegende Änderungen konnten nicht mehr vorgenommen werden, und so ging ich schweren Herzens an die Arbeit, meinen schönen Saal mit seinen guten Verhältnissen um 2 Achsen zu verkürzen und aus ihnen die Bühne auszugestalten. Die Lösung der Bühne selbst gelang mir ohne große Mühe; sie wurde eine der besten der damaligen Zeit in der Rheinprovinz. Die durch die große gewaltsame Verkürzung des Saales arg zu ihrem Nachteil beeinträchtigten Raumverhältnisse des Saales konnte ich aber nicht mehr retten. Die Folge war kurz, daß der Saal als Konzertsaal zu klein und als Theater zu groß wurde. Es war eben ein Experiment, das niemals glücken konnte. Der Kritik, die natürlich niemals die Entstehungsursachen eines Bauwerkes berücksichtigt, war naturgemäß Stoff geliefert.

Der Rohbau des Saalbaues war nach dem veränderten Plan fertiggestellt worden, ohne daß irgendwelche Äußerungen aus der Bürgerschaft dazu gefallen waren. Ebenso war mein Variété-Theaterbau fortgeschritten und bei seinem geringeren Umfange bereits in ein weiteres Baustadium gekommen als der Saalbau.

Da trat ein Ereignis ein, an das keiner der Beteiligten bisher gedacht hatte: In St. Johann hatte Herr Oskar Neufang einen großen Biersaal an günstig gelegener Stelle in der Dudweilerstraße errichtet. Kurz vor seiner am 1. Ok-

tober 1896 stattfindenden Eröffnung kündigte er an, daß diese als Variété-Theater stattfinden solle. — Herr de Bryn tobte nun, daß ihm sein Gedanke von anderer Seite vorweggenommen war, und hatte nun nicht mehr den Mut, dem anderen Unternehmen Konkurrenz zu bieten.

Von Reuter dazu überredet, der seinen Theaterbetrieb zunächst nach der „Tonhalle“ verlegt hatte, entschloß er sich nun, aus dem als „Variété“ erbauten Gebäude ein richtiges „Theater“ zu machen. Auch diese Aufgabe sollte ich nun wieder lösen.

Das war nun in dem nahezu fertigen Gebäude natürlich unmöglich, hierfür noch eine einigermaßen befriedigende Lösung zu finden, zumal de Bryn von den ausgedehnten Restaurations-Räumlichkeiten nichts für die eigentlichen Theaterzwecke opfern wollte. So stand er z. B. auf dem Standpunkt, daß Garderoben für das Publikum überflüssig wären. Es sollte in der Restauration ablegen, dann würde es dort auch etwas verzehren.

Herr de Bryn kam also jetzt bei Bürgermeister Feldmann als Ortspolizeibehörde um die Konzession zum Theaterbetriebe ein. Dieser lehnte sie mit Rücksicht auf den zu einem Theater veränderten Saalbau ab; außerdem standen dieser Ablehnung auch berechtigte baupolizeiliche Gründe zur Seite, da de Bryn verschiedene Vorschriften durchaus nicht erfüllen wollte. Ob der Ablehnung erhob de Bryn nun ein großes Geschrei; er wäre ruiniert, wenn er die Konzession zum Theaterspielen nicht bekäme usw. Er verstand es, einen großen Teil der Stadtverordneten für sich zu gewinnen und auch in der Bürgerschaft solche Stimmung für sich zu machen, daß Bürgermeister Feldmann unter dem Druck der öffentlichen Meinung, daß ein städtisches Unternehmen einem privaten keine Konkurrenz machen dürfe, endlich nachgab. Auf diese Weise erhielt nun Saarbrücken zwei Theater auf einmal, von denen eigentlich keines ein richtiges war.

Der Umstand, daß der Saalbau ein Konzertsaal und daß das Theater ein „Variété“ hatte werden sollen, war in der Bürgerschaft kaum bekannt geworden und, wo dies der Fall war, vollständig vergessen worden.

Auf Bürgermeister Feldmann entluden sich nun reichlich Vorwürfe, und ich hatte naturgemäß auch unter der unberechtigten Kritik zu leiden, obgleich ich doch nicht die Macht in Händen gehabt hatte, mit meinen Bedenken durchzudringen.

Über dem Theater im „alten Kasinogarten“ waltete von nun ab ein Unstern. Herr de Bryn hatte sich mit seinen Mitteln wohl etwas überschätzt, und er mußte nun dazu schreiten, eine größere Hypothek aufzunehmen. Für ein „Variété“ wäre ihm das wohl geglückt, auf ein Theater wollte aber keine Bank etwas geben.

Um den Bau fertigstellen zu können, sprang nun Julius Köhl ein, der ohnehin noch eine Kaufgeldhypothek hatte. Schließlich legte dieser den Herrn de Bryn so hinein, daß dieser einfach in Saarbrücken alles im Stich ließ und auf Nimmerwiedersehen verschwand. Köhl wurde in der dann folgenden Subhastation wieder Eigentümer des ganzen Grundstücks, und er hatte dabei anscheinend einen großen Schnitt gemacht.

Ich kam dabei um über 6000,— Mark meines Architektenhonorars. Aber Köhl brachte die Sache keinen Segen. Das ganze Unternehmen erwies sich später als eine ganz verfehlte Spekulation, für die Saarbrücken auch 20 Jahre später noch nicht reif gewesen wäre. Köhl konnte es nicht halten und verlor schließlich auch sehr viel Geld dabei.

Trotzdem mir bisher das Glück ja recht günstig gewesen war, ging es also auch damals für mich nicht ohne manche unerquicklichen Kämpfe ab.

Noch ein drittes großes Projekt sollte mir im Sommer 1896 nicht so zur Ausführung glücken, wie ich es geplant hatte. Es war dieses das für den Nohl'schen großen Bierpalast gegenüber Hotel Balkhausen.

Als hier beinahe mit dem Bau begonnen werden sollte, erlitt der Bierbrauereibesitzer Nohl in Zweibrücken bei einer Unternehmung so erhebliche Verluste, daß er den Bau aufgab, und den Bauplatz mit Verlust veräußerte, und zwar an die Maurermeister L. Barth und L. H. Schmidt, denen der Bau bereits übertragen gewesen war.

Mir blieb die Projektierung der 3 Häuser, die nun statt des einen stolzen Baues auf dem Platz errichtet werden sollten, zwar vorbehalten. Da es aber Unternehmerbauten wurden, war es schon nichts, weil die Bauleitung fortfiel.

Und ferner machte ich hier zum ersten Male die sehr üble Erfahrung, daß die Leute sich einfach nicht an meine Zeichnungen hielten, sondern da, wo ihnen etwas zu teuer erschien, die Formen einfach abänderten und das Ganze natürlich übel verpfuschten. Es kam auch später ganz etwas anderes heraus, als ich projektiert hatte.

Ich selbst war dagegen machtlos, und die städtische Baupolizei wollte auch nicht eingreifen.

Das Brückenprojekt am Neumarkt

Mit der Anlage des Marktplatzes in Saarbrücken tauchte in der Bürgerschaft der Gedanke auf, hier in der Verlängerung der Hohenzollernstraße eine Brücke nach St. Johann herüber zu bauen, die auf die Dudweilerstraße treffen sollte ¹³⁾.

Es sollte eventuell eine Aktiengesellschaft zum Bau dieser Brücke gebildet werden, falls ihr das Privileg zur Erhebung von Brückengeld vom Staate bewilligt wurde.

Die Interessenten traten an mich mit der Bitte heran, die Ausführungsmöglichkeiten zu prüfen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich nun von meinen, bei dem Luisenthaler Brückenbau gesammelten Erfahrungen, Gebrauch machen. Ich stellte dann auch sofort ein generelles Projekt auf, und ich fand dabei, daß die Luisenstraße und auch an sie anschließend der Marktplatz an dieser Seite ca. 1,25 m hätte höher gelegt werden müssen, um ohne große Steigung auf die Brücke zu gelangen. Die Höhenlage dieser war nämlich prinzipiell von der Strombauverwaltung genau vorgeschrieben worden. Das Ergebnis meiner Feststellungen teilte ich nun Bürgermeister Feldmann mit und empfahl ihm, den Marktplatz nach der Saar hin etwas ansteigen statt fallen zu lassen. Zeit dazu war es noch, da die Erdaufschüttungsarbeiten gerade noch im Gange waren. Es hätte vielleicht 2000 cbm Boden mehr gekostet. Da fand ich aber absolut keine Gegenliebe. Feldmann machte keinen Hehl daraus, daß ihm der Gedanke eines Brückenbaues überhaupt nicht sympathisch wäre, weil St. Johann den Hauptvorteil davon haben würde. Sollte wirklich an dieser Stelle einmal ein Brückenbau zustandenkommen, so wäre er nur für eine Fußgängerbrücke zu haben und bei einer solchen könnte man sich durch Treppenanlagen helfen.

Diesen Standpunkt fand ich wohl schon damals nicht sehr großzügig, aber öffentlich zu ihm Stellung nehmen, das wollte ich aus begreiflichen Gründen auch nicht. Nun wollte ich wenigstens bei dem Bau des Eckhauses Markt-

platz-Luisenstraße auf den meiner Ansicht nach später sicher kommenden Brückenbau Rücksicht nehmen und den Erdgeschoßfußboden entsprechend hoch legen.

Aber hier war wieder der alte Maurermeister Barth so kurzsichtig, auf meine Vorstellungen nicht einzugehen. Und so kam es dann ca. 15 Jahre später genau so, wie ich es vorausgesehen hatte: die Brücke wurde doch gebaut. Dabei machte aber die nun notwendige Rampenanlage große Schwierigkeiten, und die umliegenden Gebäude versanken unschön in den Boden.

Mit Bürgermeister Feldmann mußte ich hierbei auch zum ersten Male die Erfahrung machen, daß ich beim Ausgestalten seiner eigenen Ideen sehr gut mit ihm zurechtkam; ja, er ließ mir dabei sogar weitgehenden Spielraum. Handelte es sich aber darum, ihm andere Ideen plausibel zu machen, so war wenig bei ihm zu erreichen.

Wanderung nach Koblenz

Da noch die Erörterung verschiedener Projekte zwischen uns schwebte, so forderte mich Bürgermeister Feldmann auf, mich ihm zu einer Pfingsttour anzuschließen, die uns schließlich nach Koblenz führen sollte, wo er beim Generalkommando des 8. Korps etwas Geschäftliches zu erledigen hatte. Bereitwillig sagte ich zu, und so hatten wir während 5 Tagen Gelegenheit, alle Saarbrücker Fragen ausgiebig zu erörtern. Die Tour begann von Nohfelden aus mit einer Fußwanderung nach Hüttgeswasen. Es war am Samstag vor Pfingsten. Es dämmerte bereits, als wir uns dem Forsthause, das auch gleichzeitig Gastwirtschaft war, näherten. Da hatten wir ein ziemlich eigenartiges Erlebnis. Auf allen Wegen, die wir kreuzten, kamen nämlich Zigeunerwagen angefahren, und je näher wir Hüttgeswasen kamen, umso mehr wurden es. Dortselbst fanden wir auf einer Waldlichtung schon ca. 30 Wagen vor. Nachdem wir zu Abend gegessen hatten, wollten wir noch einen kleinen Spaziergang in den Wald machen. Es war mittlerweile dunkel geworden, und jetzt sahen wir weit und breit große Lagerfeuer aufleuchten. Wir kamen nicht sehr weit, da wurden wir schon von Weibern und Kindern umringt, die uns wahrsagen und uns anbetteln wollten. Mit verschiedenem Kleingeld machten wir uns los und zogen uns langsam nach dem Forsthaus zurück, da uns die Sache doch etwas unheimlich wurde. Indessen waren dort in dem größten Gastzimmer mindestens 40 Zigeuner zusammengekommen, die da ein wildes, aber eigenartiges Violinkonzert veranstalteten. Der Förster war verzweifelt. Besonders ärgerten ihn die vielen Feuer im Wald, wo sonst jedes Feueranzünden streng verboten war.

Aber den hunderten von Zigeunern gegenüber, die sich da allmählich angesammelt hatten, war er mit seinen geringen Hilfskräften machtlos, und er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

Bis spät in die Nacht hinein tönte von den Lagerfeuern noch Violinspiel und Gesang herüber. Und als wir am anderen Morgen vor das Haus kamen, waren die Zigeuner wie ein Spuk verschwunden. Bei Tagesgrauen waren sie wieder nach allen Richtungen hin auseinandergefahren. Über die eigenartige Versammlung hatte uns eine alte Zigeunerin dahin aufgeklärt, daß eine solche alle 10 Jahre in der Pfingstnacht an bestimmten Stellen stattfände, und daß sich dann immer ein ganzer Stamm dieses wandernden Volkes zusammenfände, um ihre Angelegenheiten zu beraten.

Am Pfingstmorgen machten wir eine Wanderung nach dem nahen Erbeskopf, dem höchsten Punkt der Rheinprovinz. Am Nachmittag ging es dann durch den Hochwald der Mosel entgegen. Am Ausgang des Hochwaldes nahmen wir in einem Dorf Nachtquartier und wanderten am nächsten Morgen nach Trarbach hinunter. Hier bestiegen wir den Moseldampfer, der uns abends nach prachtvoller Fahrt nach Koblenz brachte. Hier erledigte Bürgermeister Feldmann am Vormittag seine Geschäfte auf dem Generalkommando, und nachmittags fuhren wir mit dem Rheindampfer nach Bingen hinauf. Dort machten wir den gewohnten Weg nach dem Niederwald, um dann abends befriedigt wieder nach Saarbrücken zurückzukehren.

Der Sommer 1896 war für mich ein sehr arbeitsreicher: Im Bau begriffen waren damals der Saalbau und die Markthalle, für die ich allerdings nur die Projekte lieferte, während die Bauleitung städtischerseits ausgeübt wurde, ferner das Theater, ein Wohnhaus für Schreinermeister Bauer am Marktplatz und das Krankenhaus der Burbacherhütte. Projekte waren zu bearbeiten für die große von Voss'sche Gehöftanlage auf dem Petersberg, für das „Haus Röchling“ für den Kommerzienrat Röchling, für ein Schlafhaus und eine Klein-Kinderschule für die Burbacherhütte und für ein Wohnhaus für meinen Freund Naumann, nahe am Halberg, aber doch noch auf St. Johanner Bann.

Dieser Auftrag, der seinen Grund in persönlichen Beziehungen hatte, und einige Jahre später ein Umbau für Gärtner Rosenkränzer in der Bahnhofstraße, waren die einzigen Arbeiten, die ich in fast 20 Jahren auf der St. Johanner Seite erhielt. Ein Umbau für die Disconto-Gesellschaft Berlin kann hierbei nicht mitrechnen. Aus diesem Umstand kann man schon erfahren, wie engherzig und kleinlich die St. Johanner auf ihrem Sonderstandpunkt beharrten, nur Saarbrückern nichts zukommen zu lassen. In Saarbrücken war dies viel weniger der Fall. Hier arbeiteten St. Johanner Architekten vergnügt mit St. Johanner Handwerkern, ohne daß man viel dabei fand.

Die Folge davon war, daß sich alle Kollegen, die sich nach mir hier niederließen, nach St. Johann setzten, während Wiesert und ich in Saarbrücken ohne nennenswerte Konkurrenz blieben, was ja auch wieder sein Gutes hatte.

Die Bauten für die Burbacherhütte hatte ich meinen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Bürodirektor Raabe zu verdanken, der neben dem damaligen Generaldirektor Seebohm die Seele der Hütte war.

Wie so vieles im Leben auf Zufall beruht, so wurde ich durch den Bau des Burbacher Krankenhauses gewissermaßen „Spezialist“ für Krankenhausbauten, während es in meinen Jugendjahren mein Ideal war, einmal eine Kirche zu bauen.

So hatte diese Neigung in dem sonst schon so arbeitsreichen Sommer vermocht, mich auch noch an einer Konkurrenz für die evangelische Kirche in Burbach zu beteiligen. Und wieder nur ein Zufall wollte es, daß mir dieser schöne Auftrag entging. Wie ich später von einem Mitglied des Preisgerichtes hörte, war mein Projekt schon für den ersten Preis in Aussicht genommen. Da stellte es sich bei der Prüfung des Kostenanschlages heraus, daß meine Kostensumme um 20 000 Mark über die vorgeschriebene hinausging. Dies beruhte bei mir nur auf einem Versehen, denn ich wäre auch bei der Rechnung mit 20 000,— Mark weniger ausgekommen.

Dieser Fehler brachte mein Projekt zu Fall, und es wurde ein ihm sehr ähnliches, aber einfacheres, gewählt. Auch in späteren Jahren gelang es mir nicht, den Traum meiner Jugend, einmal einen größeren Kirchbau auszuführen, zu verwirklichen.

Dagegen wurde ich immer mehr auf ein eingehendes Studium des interessanten und vielseitigen Gebietes des Krankenhausbaues hingezogen.

Zu der Projektierung des Burbacher Krankenhauses hatte ich mir mein Wissen durch Studium aus Büchern erworben. Für den beginnenden inneren Ausbau reichte das nun aber nicht mehr aus. Es mußten Studienreisen zur Besichtigung anderer Krankenhäuser von mir unternommen werden, um an der Wirklichkeit zu lernen. Auf diese Reisen werde ich in der Folge noch zurückkommen.

Bürgermeister Feldmann hatte ja immer eine ganze Reihe von Projekten auf Lager, mit denen er dann zu geeigneter Zeit an die Öffentlichkeit trat.

Erweiterung der Rampe zur Alten Brücke

So war im Juli 1896 auch das für die Freilegung des Schloßberges zu diesem Zwecke reif geworden. Es sollte das Klingebeil'sche Eckhaus, das eine gewisse Berühmtheit dadurch hatte, daß Goethe bei seinem Saarbrücker Aufenthalt in ihm wohnte, sowie noch 3 weitere Häuser nach dem Schloßberg zu niedergelegt werden. Dringend notwendig war diese Maßnahme aus Verkehrsrücksichten, denn hier an der alten Brücke herrschte damals eine geradezu lebensgefährliche Enge.

Die Niederlegung von 4 Häusern kostete natürlich Geld, und das wollte die Stadtverordnetenversammlung nicht ohne weiteres bewilligen, obgleich Bürgermeister Feldmann noch weitere Gründe dafür ins Feld führen konnte. Hier sollte nämlich eine Linie der zukünftigen elektrischen Straßenbahn über die alte Brücke und nach der Talstraße hin führen.

Die alten abzubrechenden Häuser lehnten sich nun großenteils an die Schloßmauer und ihre Schornsteine wirbelten den dicken Rauch der Saarbrücker Steinkohle, wenn der Wind günstig dafür stand, den Schloßbewohnern öfter in recht unangenehmer Weise in die Fenster. Zu diesen Schloßbewohnern zählte auch Frau Rittmeister Braun, Tochter des Besitzers des größten Teiles des Schlosses, des Herrn Freiherrn von Stumm, des „Königs“ Stumm, wie er kurz damals genannt wurde.

Frau Braun, die für die wohlthätigen Anstalten der Stadt immer eine offene Hand hatte, beklagte sich nun öfter bei Bürgermeister Feldmann über die Rauchplage, ohne daß er es natürlich vermochte, ihr zu steuern.

Nun kam ihm plötzlich ein guter Gedanke, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Er machte Herrn von Stumm von dem Abbruchprojekt Mitteilung und legte es ihm nahe, auch seinerseits eine entsprechende Summe beizusteuern, dann würde eine Beseitigung der Rauchplage sich ermöglichen lassen. Außerdem wußte er die Schönheiten der freizulegenden alten Schloßmauer und überhaupt der ganzen neu entstehenden Anlage in glühenden Farben zu schildern. Freiherr von Stumm wollte dies alles aber erst einmal im Bilde wirklich sehen, ehe er sich zu einer Beisteuer entschloß. Und zwar mußte dieses rasch erfolgen, da er in einigen Tagen nach Berlin fortreisen wollte.

Da mußte ich nun wieder in die Bresche springen. Und nach 3 Tagen, allerdings unter Zuhilfenahme der Nächte, waren 3 große Blatt Zeichnungen fertiggestellt, die die ganze Zukunftsmusik darstellten: die efeuberankte

Schloßmauer, geziert mit einem Pavillon im landrätlichen Garten, unten die Anlagen mit einer Straßenbahn-Wartehalle, natürlich ein Straßenbahnwagen als Staffage, und als Abschluß der entstehenden kahlen alten Giebelmauern, ein stattliches neues großes Geschäftshaus.

Am nächsten Sonntagvormittag fuhr ich nun mit Bürgermeister Feldmann zusammen nach dem Halberg hinaus, um Freiherrn von Stumm meine Pläne zu erläutern. Wir wurden von Frau von Stumm empfangen und dann in das Arbeitszimmer des Freiherrn geführt. Es war das erste Mal, daß ich ihn persönlich sprach. Er war damals ca. 60 Jahre alt, noch in der vollsten Lebenskraft und entschieden eine imposante Erscheinung. Meine Projekte gefielen dem Herrn von Stumm, und er sagte dem Bürgermeister eine erhebliche Summe zu für den Fall, daß die Stadt das übrige Geld bewilligte. Dann blieben wir noch ungefähr eine Stunde da, besprachen verschiedene städtische andere Projekte, und dann kam Herr von Stumm auch auf verschiedene politische Gebiete, auf denen er uns verschiedene, uns damals sehr interessierende Aufschlüsse gab. Beim Abschied gab er mir noch den Auftrag zu einem Pavillon auf der Schloßmauer im Garten der Frau Braun, das aber nicht zur Ausführung gelangte. So fuhren wir hochbefriedigt wieder den Berg hinunter, unterwegs die weiteren Maßnahmen für unser Projekt besprechend. Wir kamen überein, daß noch in der gleichen Woche eine Bürgerversammlung einberufen werden sollte, in der Herr Feldmann Stimmung für den demnächstigen Beschluß in der Stadtverordneten-Versammlung machen wollte; ich sollte dabei in einem kurzen Vortrag meine Projekte erläutern.

Die Versammlung fand programmäßig statt, und es ging auch anfangs alles wunderschön. Gegen Ende der Versammlung machte sich erst eine kleine Opposition geltend, wegen der Kostenfrage. Hierdurch ermutigt unternahm es der damalige Landesbauinspektor Becker, der dem Bürgermeister aus persönlichen Gründen etwas am Zeuge flicken wollte, auch in die angehauene Kerbe zu schlagen. Und um seinen Gründen mehr Nachdruck zu geben, verstieg er sich so weit, zu behaupten, die Niederlegung der Häuser wäre aus verkehrstechnischen Gründen durchaus nicht notwendig. Das war nun ein solcher Unsinn, daß es Feldmann, als doch auch Techniker, leicht wurde, Becker glänzend zu widerlegen. Um ihm aber noch einen persönlichen Hieb zu versetzen, sagte er zum Schluß, daß es im übrigen wohl nicht angebracht wäre, daß sich Beamte, die nach einigen Jahren doch den Saarbrücker Staub von den Füßen schüttelten, in so leidenschaftlicher Weise in Sachen mischten, die doch in der Hauptsache nur die eingesessenen Bürger angingen.

Bauinspektor Becker wußte an dem Abend nichts mehr zu erwidern. Bald wurde die Angelegenheit aber in zahlreichen Sprechsaalartikeln aufgegriffen, in denen Bürgermeister Feldmann beschuldigt wurde, daß er die Beamten zu „Bürgern 2. Klasse“ stempeln wolle, was sich diese doch nicht zu bieten lassen brauchten. Es gab einen regelrechten Zeitungskrieg. Im übrigen war Feldmanns Äußerung wohl etwas undiplomatisch, besonders in der Schärfe, in der sie in der Hitze des Wortgefechtes gefallen war, aber er hatte vollständig recht.

Auch später noch haben es öfter Beamte, von nur vorübergehendem Aufenthalt, unternommen, in die Angelegenheiten der Bürgerschaft einzugreifen, und leider manchmal mit Erfolg.

Einige Tage nach der Bürgerversammlung faßten die Stadtverordneten den Beschluß, die Mittel für den Ankauf der Häuser zu bewilligen und ihre Niederlegung im Frühjahr 1897 vorzunehmen.

Den Platz, der zur Errichtung des Gebäudes zur Verdeckung der durch den Abbruch zutage kommenden alten Giebelmauern dienen sollte, kaufte Herr L. A. Leiner, und ich errichtete hier im nächsten Frühjahr dessen Geschäftshaus.

Nachdem Herrn Feldmann diese Sache so geglückt war, wollte er gleich ganze Arbeit machen und nun auch den Geisbauer'schen Gebäudekomplex auf der gegenüberliegenden Seite der Brückenstraße niederlegen lassen. Das gelang ihm aber nicht. Erst ein paar Jahre später fiel wohl das Eckhaus dieser alten üblen Gebäudegruppe, der größte Teil davon steht aber noch heute infolge der übertrieben hohen Forderungen der Eigentümer. Damals führte ich die Verhandlungen für die Stadt, und es handelte sich nur um eine geringfügige Summe, um die Forderung und Angebot noch auseinander waren. Aber die Verhandlungen scheiterten daran leider doch. Heute handelt es sich natürlich um ein Vielfaches der damaligen Summe, und trotzdem die Niederlegung der Gebäude eine Bedingung des Städtevereinigungsvertrages wurde, werden wir wohl noch lange auf die Verwirklichung des Planes von 1896 zu warten haben ¹⁴⁾.

Krankenhausstudien

Am 6. August erfolgte unter Beteiligung der Kriegervereine die Einweihung des mir im vorigen Jahre übertragenen Denkmals für das 48. Regiment auf dem Roten Berg. Ein anderes Kriegerdenkmal zur Erinnerung an 1870/71 stellte ich fast zur gleichen Zeit in Wittlich bei Trier fertig.

Mitte September machte ich, wieder zusammen mit Bürgermeister Feldmann, eine kleine Reise in den südlichen Schwarzwald. Wir fuhren zunächst bis Basel und von dort bis Zell i. Wald. Hier blieben wir einen Tag, um dann in 3tägiger Fußtour dem Feldberg zuzustreben. Oben angekommen, fiel gerade der erste Schnee. Wir trennten uns hier. Mich brachte eine sehr schöne Wagentour nach Freiburg hinunter, von wo ich nach Straßburg weiterfuhr. Hier traf ich den Arzt der Burbacherhütte, Sanitätsrat Dr. Ruprecht, mit dem ich nun 2 Jahre lang studienhalber alle größeren Krankenhäuser und namentlich die der Universitätskliniken besichtigte. Da gab es natürlich für mich viel Interessantes und Lehrreiches zu sehen, was man aus Büchern kaum lernen konnte. Denn die einzelnen Ärzte der einzelnen Institute machten uns immer auf die Vorzüge und Mängel der Anlagen in außerordentlich zuvorkommender und erschöpfender Weise aufmerksam. Für die innere Einrichtung des Burbacher Krankenhauses machte ich bei dieser Gelegenheit so manche kostbare Erfahrung, und innerlich sagte ich mir, daß es in mancher Beziehung für den Bau gut gewesen wäre, wenn ich diese praktischen Studien schon während der Erstentwurfsarbeiten getrieben hätte.

Der Gewerbeverein

Mein auf der schönen Schwarzwaldwanderung natürlich eifrig gepflegter Gedankenaustausch mit Bürgermeister Feldmann gab übrigens den Anstoß zur Gründung des „Gewerbe-Vereins“, des jetzigen „Kunst-Seminars“.

Wir kamen bei unseren Besprechungen über unsere Bauten auch auf das Saarbrücker Handwerk und seine vielen Mängel zu sprechen. Es fehlte ihm

zur Zeit jeder Mittelpunkt, von dem aus man im allgemeinen erzieherisch auf es einwirken konnte, seit der frühere „Handwerker-Verein“ sich in den „Volksbildungs-Verein“ unter Führung von Oberlehrer Dr. Theodor Meyer umgewandelt hatte. Die Handwerker waren aus dem alten Verein fast alle ausgetreten, da er ihnen nichts mehr bot. Es lag also ein Bedürfnis vor, die Handwerker irgendwie zusammenzuschließen, um mit ihnen einmal Führung zu bekommen. Mir schwebten die in anderen Städten bestehenden „Gewerbe-Vereine“ vor, und ich fragte Herrn Feldmann, ob er nicht die Gründung eines solchen in die Hand nehmen wollte. Das lehnte er ab, da er es in seiner Stellung doch nicht gut könnte, ich sollte aber einen solchen Verein ins Leben rufen, er würde sich schon an die Spitze der Mitgliederliste mit seinem Namen setzen. Meine Bedenken, die ich vorbrachte, wußte er zu zerstreuen, und so wurde es vereinbart, daß ich den Verein so bald als möglich gründen sollte. Und als ich wieder nach Saarbrücken zurückkehrte, war in meinem Kopfe der Organisationsplan für den neuen Verein fertig, der mich dann jahraus jahrein bis in die neueste Zeit soviel beschäftigen sollte, und der bestimmt war, im gewerblichen und Kunstleben von Saarbrücken eine einigermaßen bedeutende Rolle zu spielen.

Zunächst setzte ich mich mit einigen Herren verschiedener in Betracht kommender Kreise in Verbindung, die einen gewissen Einfluß hatten, und ich gewann sie leicht für meine Idee. Nach einigen Ausschußsitzungen, zu denen ich bald über 20 ständige Teilnehmer beieinander hatte, konnten wir den endgültigen Beschluß zur Gründung eines „Gewerbe-Seminars für die Saargegend“ fassen. Wie es schon aus dem Namen hervorgeht, sollte es kein rein Saarbrücker Verein werden.

Es wurden nun verschiedene Sammelisten mit einem von mir verfaßten Aufruf ausgelegt und außerdem in der „Saarbrücker Zeitung“ einige Propaganda für den neu zu gründenden Verein zu machen versucht. Diese fiel aber, infolge des Einflusses des „Volksbildungs-Vereins“, der sich in seinen Interessen bedroht sah, nur ziemlich zweifelhaft aus. Ja, die Zeitung ging sogar zu einer ablehnenden Stellungnahme über.

Dies hatte seinen Grund in den damals in Saarbrücken gerade heftig tobenden politischen Kämpfen, deren Veranlassung einige Vorträge des christlichsozialen Pfarrers Naumann waren, der dabei eine stattliche Anzahl von Anhängern hier gefunden hatte.

Diese Vorträge wurden im „Volksbildungs-Verein“ gehalten, dessen Vorstand vollständig in das christlich-soziale Fahrwasser der Blätter dieser politischen Richtung, der „Hilfe“, geraten war. Auch die Mehrzahl der von anderen Vortragsrednern gebrachten Vorträge bewegten sich in dieser ausgesprochenen Richtung, die in der Lehrerschaft und unter den Geistlichen des Saargebiets erheblichen Einfluß gewann.

Freiherr von Stumm verfolgte das Anwachsen dieser, seinen ganzen politischen Anschauungen zuwiderlaufenden Bewegung in seinem eigensten Wirkungskreise mit wachsendem Unbehagen und nahm schließlich den offenen Kampf dagegen auf, der sich äußerlich durch die Gründung der „Neuen Saarbrücker Zeitung“, des „Schleifsteins“, wie er von den Gegnern genannt wurde, bemerkbar machte. „Schleifstein“ sollte bedeuten, daß dieses Blatt die Aufgabe habe, gegen die neue Bewegung „scharf“ zu machen. Zwischen der alten „Saarbrücker Zeitung“, der „alten Tante“, und Herrn von Stumm bestand ohnehin noch Feindschaft seit des eben erst beigelegten „Wasserstreites“ zwischen ihm und der Stadt St. Johann.

Die Ursache dieses Zwistes war kurz die, daß die St. Johanner bei Anlage eines neuen Wasserpumpwerkes bei Rentrish Wasser Gebieten entzogen, die Stumm'sches Eigentum waren. Herr von Stumm erhob dagegen Einspruch und verlangte vertragliche Festlegung zur Sicherung gegen spätere Schädigung. Darauf ging St. Johann nicht ein unter der Begründung, es wäre gleichgültig, woher ihr Wasser käme, das sie auf ihrem Grund und Boden pumpten.

Ein gerichtlicher Austrag war nicht möglich, und da ließ Herr von Stumm auf seinem Gebiet so starke Pumpen aufstellen, daß schließlich dem St. Johanner Werk alles Wasser entzogen wurde. Nun waren die klugen St. Johanner hereingefallen und mußten wohl oder übel als Besiegte einen Bittgang auf den Halberg antreten, bei dem dann die Sache sehr schnell zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt wurde.

Bei diesem Streit hatte sich die „Saarbrücker Zeitung“ mächtig für St. Johann ins Feuer gelegt, sich manches Geschäft mit der Großindustrie verdorben, aber viele Abonnenten gewonnen.

In diese erregten Stimmungen hinein fielen also meine Vorarbeiten für die Gründung des „Gewerbe-Vereins“. In die ausgelegten Mitgliederlisten waren aber mittlerweile über 200 Namen eingetragen worden, und der vorbereitende Ausschuß hatte den Satzungs-Entwurf fertiggestellt.

Am 18. Januar 1897 erfolgte alsdann in einer hierzu nach dem Hotel Balkhausen einberufenen Versammlung die Gründung des Vereins und die Annahme der Satzungen. Zum Vorsitzenden wurde ich gewählt, obgleich dieses durchaus nicht in meiner Absicht gelegen hatte; ich hatte vielmehr den alten Maurermeister Barth dafür ausersehen gehabt, der aber im letzten Augenblick seine Wahl entschieden ablehnte.

Kaum war nun der Verein wirklich gegründet, da trat die Gegnerschaft des Volksbildungs-Vereins offen zutage. Es wurde nämlich behauptet, der neue Verein sei eine Gründung des Herrn von Stumm und dazu ausersehen, den „Volksbildungs-Verein“ und seine politische Richtung zu bekämpfen. Und dieser Blödsinn wurde damals von zahlreichen, sonst ganz vernünftigen Leuten geglaubt; denn: ich wäre doch verschiedene Male bei Herrn von Stumm auf dem Halberg gewesen, und dabei wäre die Gründung des „Gewerbe-Vereins“ zweifellos vereinbart worden.

Was dieser Sache zugrunde lag, war folgendes: Freiherr von Stumm sollte für den Saalbau eine größere Kapitalsumme leihweise bewilligen und infolgedessen war ich mit Bürgermeister Feldmann mehrere Male auf dem Halberg, um die Baupläne dort zu erläutern. Von dem „Gewerbe-Verein“ war dabei selbstverständlich niemals die Rede.

Die Villa Röchling auf dem Triller

Den Spätsommer hindurch beschäftigte mich das Projekt für das „Haus Röchling“ in hohem Maße.

Es war eine sehr dankbare Arbeit, und sie lag mir sehr gut, da ich mir in Köln während meiner Tätigkeit bei Baurat Pflaume Erfahrungen gerade im reichen Villenbau angeeignet hatte. Die Aufgabe war auch deswegen sehr interessant, weil es große Geländeschwierigkeiten zu überwinden gab, um erst einen geeigneten Bauplatz und dann auch die Zufuhrwege für diesen zu schaffen. Mit diesen recht umfangreichen Vorarbeiten wurde dann auch schon im Herbst begonnen.

Kommerzienrat Röchling besaß einen recht umfangreichen Garten auf dem

Triller, um aber Platz für die ausgedehnte Anlage für Haus, Hof, Stallgebäude, Gewächshaus und Kegelbahn zu gewinnen, war das vorhandene Gelände doch nicht ausreichend genug.

Das Bauvorhaben wurde daher zunächst in aller Stille behandelt, und bevor etwas davon in die Öffentlichkeit kam, wurden verschiedene umliegende Gärten angekauft. Die hierfür erforderlichen Verhandlungen führte ich, und obgleich mir derartige Geschäfte bisher noch unbekannt waren, gelang es mir doch in kurzer Zeit, zusammenzukaufen, was wir für den Bau gebrauchten.

In dieser Zeit traf ich den alten Kommerzienrat fast täglich in seinem Garten, nachdem er um 6½ Uhr aus seinem Büro kam.

Wir streiften dann bis zur Dunkelheit auf dem Triller herum, um uns die Gärten anzusehen, die angekauft werden sollten, und um überhaupt die ganze Bauangelegenheit zu besprechen. Auf diese Weise verloren wir beide nicht zuviel kostbare Zeit. Auf diesen Spaziergängen kam der alte Herr aber auch öfter auf ganz andere Dinge zu sprechen; er erzählte mir seinen ganzen Werdegang und gab mir viele Einblicke in sein interessantes und großes Lebenswerk. Auch über so manche wirtschaftlichen Verhältnisse, die bis dahin auch außerhalb meines Gesichtskreises gelegen hatten, gab er mir Aufschluß. Kam er dann mal auf jemand zu sprechen, dem er nicht freundlich gesinnt war, dann blieb er stehen und konnte dabei in solche Erregung geraten, daß er laut schimpfte und mit den Armen fuchtelte, wohl zur Verwunderung manches anderen einsamen Trillerwanderers. Beliebte Objekte für derartige Ergüsse waren Herr von Stumm und Bürgermeister Feldmann.

Mit ersterem war er vor Jahren bis zu einer Duellforderung gekommen, weil er ihm um Völklingen herum Land heimlich weggekauft hatte, das später zur Erweiterung der Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke notwendig gebraucht wurde. Mit Bürgermeister Feldmann hatte er sich wegen Steuerfragen entzweit. Bei solchen Gelegenheiten mußte ich mich natürlich sehr diplomatisch verhalten und schwieg meistens still und hörte nur zu. Das genügte dem alten Herrn auch vollkommen.

Nun war schon, bevor der Röchling'sche Hausbau infrage kam, die Erschließung des Trillers ein Gegenstand vieler eingehender Erörterungen zwischen Bürgermeister Feldmann und mir gewesen. Es war sogar eines seiner Lieblingsprojekte, dem er aber wegen des großen Kostenpunktes nicht beikommen konnte.

Um nun die inzwischen angekauften Gärten in Zusammenhang zu bringen, mußten einige öffentliche Pfade, die zu ihnen führten, die aber ihren Zweck verloren, als die Gärten in eine Hand kamen, aufgehoben werden. Dazu brauchte Herr Röchling die Stadt, und da mußte ich wieder als Vermittler einspringen, da bei dem gespannten Verhältnis zwischen den Parteien ein direktes Verhandeln ganz ausgeschlossen war.

Daß dabei seinerseits Opfer zu bringen waren, sah Herr Röchling ohne weiteres ein, und so führten die Verhandlungen bald zum gewünschten Ziele. Die Stadt gewann dabei eine mitten durch den Triller gehende breite Straße und die Erbreiterung des sogenannten „Pfortchen-Weges“¹⁵⁾.

Bei Gelegenheit der Verhandlungen erklärte ich dem alten Herrn auch meine weiteren Pläne zur Erschließung des Trillers und wußte ihn so dafür zu interessieren, daß er eine Summe von 50 000,— Mark beizusteuern versprach, wenn der von mir projektierte Straßenzug am Wackenberg vorbei

zur Ausführung käme. Bürgermeister Feldmann war glücklich über dieses Anerbieten, das die Ausführung eines erheblichen Teiles unserer Triller-Erschließungspläne zu ermöglichen versprach, und das Verhältnis zwischen ihm und dem Kommerzienrat begann sich merklich zu bessern.

Ehe aber die Sache mit den 50 000,— Mark festgelegt war, kam wieder eine neue Steuerschätzungsgeschichte dazwischen, die die Gemüter wieder aufeinanderplatzen ließ. Als wir das nächste Mal auf die Straßenangelegenheit zu sprechen kamen, gab es beim Kommerzienrat einen furchtbaren Wutausbruch auf den Bürgermeister, der mit den Worten schloß: „Und nun sagen Sie dem dummen Kerl, er kriegt nichts mehr für die Straße“. Und dabei blieb es; und erst ca. 15 Jahre später wurde sie von der neuen Stadtverwaltung dann doch ausgeführt. Aber damals hätte die Stadt erheblich billiger dazu kommen können.

Der erste Herzoperierte

Im November 1896 machte ich mit Sanitätsrat Dr. Ruprecht zusammen noch eine Studienreise nach Frankfurt zur Besichtigung des dortigen Krankenhauses. In der Hauptsache ging es uns darum, die Operationsräumlichkeiten für das Burbacher Krankenhaus, das sich seiner Vollendung näherte, auf das modernste auszustatten.

Auch auf dieser Reise sah ich wieder manches Neue, was es in Straßburg noch nicht gegeben hatte.

So kamen wir auch zu Professor Dr. Rehn, der sich schon damals eines großen Rufes als bedeutender Chirurg erfreute. Nachdem dieser uns in der neuerbauten chirurgischen Abteilung des städtischen Krankenhauses die Operationsräume gezeigt und erläutert hatte, sagte er: „Nun will ich Ihnen aber auch mein Paradestück vorführen“, und gab dabei einem seiner Assistenten einen leisen Auftrag. Bald erschien dieser mit einem recht vergnügt aussehenden Patienten. Professor Rehn erzählte uns nun, daß er an diesem Mann vor 4 Jahren eine Herzoperation ausgeführt hätte, und zwar die erste, die in der Welt bisher gelungen wäre. Der Mann hatte bei einer Schlägerei einen Stich ins Herz erhalten und war nach landläufigen Begriffen verloren. Da öffnete ihm Professor Rehn kurz entschlossen die Brust, nähte die ziemlich erhebliche Herzwunde, und heute war der Mann wieder wohllauf.

So bekam man bei solcher Studienreise gelegentlich auch mal etwas anderes zu sehen als nur Bausachen.

In den nun kommenden Wintermonaten nahm der innere Ausbau des Theaters meine Zeit sehr in Anspruch. Ich mußte deswegen sogar meine wieder geplante Weihnachtsreise nach Insterburg aufgeben.

Und so war ich in voller Arbeit in das Jahr 1897 hineingekommen, und wieder sah ich ein neues Jahr vor mir liegen, das Beschäftigung in Hülle und Fülle bot.

Als erster Bau im neuen Jahr wurde Anfang Februar das Theater fertig. Es hatte mir aber schon lange keine rechte Freude mehr gemacht, einesteils wegen der vielen Änderungen, die sein Bestimmungswechsel mit sich brachte, und dann auch wegen der Geldfrage. Denn ich sah es schon mit Sicherheit voraus, daß ich dabei so gerade mit meinen Selbstkosten herauskommen würde. Aber die einmal übernommene Sache wollte ich fertig machen und bis zu Ende durchführen.

Trotz der vielen, mir ja am besten bekannten Mängel fand der Bau eine gute

Kritik, denn er bedeutete gegen die früheren Zustände immerhin einen gewaltigen Fortschritt.

Erst viele Jahre später, als die Entstehungsgeschichte des „Neuen Theaters“ im Publikum schon ganz vergessen war, setzte die Nörgelei ein. Wieder viel später fügte es dann der Zufall, daß ich durch einen umfangreichen Umbau das Haus wenigstens einigermaßen zu einem richtigen Theater umgestalten konnte.

Zum Frühjahr wurde das Burbacher Krankenhaus fertig. Es war das erste Krankenhaus, das im Saarrevier von einer Hütte gebaut war, und so ging die Einweihung denn auch sehr feierlich und unter Beteiligung aller Spitzen der Behörden vor sich. Beim Festmahl im Hüttenkasino verkündete dann Landrat Bake, daß der Generaldirektor Seebohm zum Kommerzienrat ernannt sei.

In der Hauptsache hatte ich alles meine Burbacher Bauten betreffende mit Herrn Raabe zu verhandeln, und obgleich ich mich mit ihm auf den Offiziersabenden sehr angefreundet hatte, kamen wir uns durch die häufige geschäftliche Berührung nun noch näher. So hatte ich mich auch auf seine Veranlassung zum Eintritt in die Loge gemeldet. Am 22. März 1897, bei der Feier des 100jährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms I. fand dann auch meine Aufnahme in die Loge „zur Stärke und Schönheit“ statt. Da ich auch schon in meiner Jugend einer etwas ensternen Lebensauffassung huldigte, sagte mir der Verkehr in der Loge recht gut zu.

Mit der wachsenden Zahl der Aufträge mußte ich auch mein Büropersonal entsprechend vermehren. Doch machte ich bald die Erfahrung, daß die Arbeitsleistung durchaus nicht im Verhältnis zur Zahl der Angestellten wuchs. Da ich selbst noch jung war, wollte ich auch nicht Leute engagieren, die älter waren als ich selbst; und so wurde, wenn ich nicht selbst da war, mehr Unsinn gemacht als gearbeitet. Schließlich entschloß ich mich denn aber doch, einen älteren Mann in der Person des Herrn Middeldorf anzustellen, der früher einmal selbständiger Unternehmer war. Ihm übertrug ich in der Hauptsache das Veranschlagen und die Rechnungssachen.

Unternehmer Rahfeld

Im April 1897 konnte auch mit den eigentlichen Bauarbeiten für das Haus Röchling begonnen werden. Die Erdarbeiten waren dem alten Maurermeister Barth, der damals 2. Beigeordneter der Stadt Saarbrücken, also Stadtverordneten-Kollege des Kommerzienrats Röchling war, freihändig übertragen werden. Das gleiche sollte auch mit den Maurer- und Steinhauerarbeiten geschehen. Nun hatte sich Barth für die Ausführung der großen städtischen Bauten mit dem früheren kgl. Bauwerkmeister L. H. Schmidt-Wahlster verbunden und wollte auch den Röchling'schen Bau mit diesem zusammen ausführen.

Mir war das ganz recht, da ich Schmidt als tüchtigen Techniker kennenzulernen Gelegenheit gehabt hatte. Da gelang es dem Unternehmer Rahfeld im letzten Augenblick vor der endgültigen Übertragung der Arbeiten, Schmidt in irgendeiner Weise anzuschwärzen, daß Herr Röchling erklärte, er wolle mit Schmidt nichts zu tun haben und Barth solle sich für seinen Bau mit Rahfeld verbinden. Um den Bau nicht unter Umständen ganz zu verlieren, ging Barth, der ein ehrlicher offener Mann war, wenn auch widerwillig auf den Vorschlag ein. Mir war das Arrangement auch recht unsympatisch, aber ich konnte auch nichts dagegen machen.

Anfangs hielt Rahfeld sich auch ziemlich im Hintergrunde, nur gelegentlich sah ich ihn mit dem alten Kommerzienrat in eifrigem Gespräch. Später wurde mir der Zusammenhang der Protektion von Rahfeld klar. Er war nämlich ein Schützling von dem 1. Beigeordneten Kalck, des größten Feindes von Bürgermeister Feldmann, und arbeitete stark mit Kalck'schem Geld, und zwar wieder durch das Röchling'sche Bankgeschäft.

Dadurch war er für Herrn Carl Röchling gerade der rechte Mann, der einmal gut gegen Feldmann zu gebrauchen war. Und darin hatte er sich nicht getäuscht. Rahfeld begann bald auf das eifrigste gegen Feldmann zu arbeiten und wurde dafür durch Kalck und den Kommerzienrat in den Stadtrat dirigiert. Feldmann dachte aber schlauer zu sein als seine beiden Widersacher und suchte nun wieder seinerseits Rahfeld durch Verschaffung von vielerlei Aufträgen auf seine Seite zu bringen. Mit großer Bauernschläue nutzte der sonst recht unfähige Rahfeld diese Situation gehörig aus und hatte ihr wohl zum großen Teil seine sonst ganz unverständlichen Erfolge zu verdanken.

Ich hatte noch öfter Gelegenheit, den Kunden, der mir so manchen Ärger und Verdruß bereitete und im Laufe der Jahre mir auch öfter schadete, durch und durch zu durchschauen, was er wiederum sehr gut merkte. Mit Bürgermeister Feldmann hatte ich seinetwegen verschiedene Aussprachen. In diesem Punkt aber gingen unsere Meinungen total auseinander und konnten nie zusammenkommen. Er glaubte, daß er Rahfeld für sich gewonnen hätte und daß ich ein Vorurteil gegen ihn hätte. Doch kurz vor Beendigung seiner Amtszeit hatte ich die Genugtuung, daß mir Feldmann einmal sagte: „Mit Rahfeld haben Sie doch recht behalten; ich habe nun sehr üble Erfahrungen mit ihm machen müssen.“

Im Mai machte ich mit dem jungen, aber sich kraftvoll entwickelnden Gewerbe-Verein die erste Studienfahrt nach Frankfurt am Main.

Ich fuhr bei dieser Gelegenheit über Nürnberg nach Karlsbad weiter, wo gerade meine Eltern zur Kur weilten, und blieb dort über Pfingsten. Über Heidelberg, das ich damals auch zum ersten Male sah, ging es dann wieder nach Hause.

Von Mitte Juli bis Mitte September war ich zu einer militärischen Dienstleistung eingezogen, die mich in ihrer zweiten Hälfte von Saarbrücken im Kaisermanöver fernhielt.

Bei meiner großen geschäftlichen Tätigkeit war mir das wohl etwas störend, da ich aber alle Sachen, die dringend waren, nachgeschickt erhielt, ließ es sich eben so machen.

Seit Anfang des Sommers war mit unserem Mittagstisch insofern ein Wechsel eingetreten, als wir wegen verschiedener Differenzen das neue Hotel Balkhausen verlassen hatten und wieder ins Café Schuhmann zurückgekehrt waren, das nun von der alten Frau Schuhmann wieder selbst bewirtschaftet wurde. Da das Geschäft nicht mehr so wie früher ging, war diese über unser Kommen hocherfreut, und die brave Frau tat dann in der Folge mit unserer Verpflegung alles, was sie uns von den Augen ablesen konnte. Wir aßen in einem kleinen Zimmer für uns allein. Seit einiger Zeit bemerkten wir zwei neue ständige Mittagsgäste, von denen wir erfuhren, daß der eine ein neuer Arzt und der andere ein Apotheker aus der Beck'schen Apotheke sei. Gelegentlich einer Offiziersversammlung lernte ich den jungen Arzt als Dr. Bayer kennen. Am anderen Tage machte ich ihn

mit meinen Tischgenossen bekannt, und bald hatten wir uns so angefreundet, daß wir unsere beiden Mittagstische vereinigten.

Der Apotheker war ein Herr Wissmann, Landsmann des alten Professors Krohn und auch ein enragierter Lipper. Damals herrschte gerade der Lipper Regentenstreit und machte uns der kleine Wissmann mit seinen Auseinandersetzungen darüber viel Spaß. Albin Müller hatte sich inzwischen auch unserem Mittagstische zugesellt, dagegen war Sins, ich weiß es nicht mehr aus welchem Grunde, ihm ferngeblieben.

Im Laufe des Sommers 1897 war das „Haus Röchling“ im Rohbau fertig geworden, ebenso ein Teil der Baulichkeiten auf dem Petersberg.

Einweihung des Saalbaus

Die Markthalle war nahezu fertiggestellt, und im Saalbau konnten zum Oktober schon einige Wohnungen bezogen werden. Der innere Ausbau des Saales sollte Ende Oktober fertig werden, und für Mitte November hatte Bürgermeister Feldmann ein großes Einweihungsfest geplant. Dieses sollte aus einem Konzert und aus einem Zyklus lebender Bilder aus Saarbrückens Vergangenheit bestehen. Für das Konzert war der Violinkünstler Burmester und eine bedeutende Sängerin gewonnen. Das Orchester dirigierte der alte Vater Krause, mit dem wir uns im Café Schumann sehr angefreundet hatten, und der ein famoser alter Herr mit ziemlich bewegter Vergangenheit war.

Die Anordnungen für den zweiten Teil des Festes lagen in meinen Händen. Der damalige Assessor Paul Cormann hatte die Verse zu meinen lebenden Bildern verfaßt. Es sollten aber in der Hauptsache auch wirklich „lebende“, d. h. bewegte Bilder werden. Ich arbeitete dabei mit einem Apparat von über 500 Personen. Es war eine wochenlange angestrengte Arbeit, bis diese Masse einigermaßen einexerziert war.

Wegen der Kostüme war ich mit meinem Freunde Müller nach Düsseldorf gefahren, und wir suchten sie dort aus den riesigen Vorräten der Firma Cahn & David heraus.

Kurz, die ganze Veranstaltung sollte einen Zug ins Riesenhafte bekommen und stellte jedenfalls etwas in Saarbrücken noch nicht annähernd Dagewesenes dar. Bei den ersten Proben war es noch ein furchtbares Durcheinander, und ängstliche Gemüter prophezeiten schon ein gänzliches Mißlingen. Als es dann aber am Festabend darauf ankam, klappte alles prachtvoll. Froh war ich aber doch, als die Sache glücklich vorüber war.

Nach dieser Festvorstellung gab dann noch die Stadt ein Essen im Hotel Balkhausen, zu dem die Hauptmitwirkenden eingeladen waren, und das dann noch einen recht schönen Verlauf nahm.

Für mich bedeutete diese Feier einen gewissen Abschluß der Tätigkeit der ersten drei Jahre selbständigen Wirkens in Saarbrücken.

Es waren diese drei Jahre von einem fast beängstigenden Erfolg gekrönt, und ich mußte mir selbst sagen, daß es immer wohl nicht so weiter gehen könne. Ich war mittlerweile 30 Jahre alt geworden, und ich konnte mit der Position, die ich mir geschaffen, wohl zufrieden sein. Übermütig wurde ich dabei aber keinen Augenblick. Denn so manche Enttäuschung, die ich erlebt hatte, sorgte schon dafür, daß auch meine Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Private Veränderungen

Vor immer neuen auf mich einstürmenden Projekten war ich in diesen

ganzen Jahren eigentlich kaum zur Besinnung gekommen. Im geschäftlichen war ich ganz eingegangen, und sonst spielte sich mein ganzes anderes Leben im Anschluß an die Mahlzeiten in dem gewohnten Kreise im Wirtshause ab. Familienverkehr pflegte ich wenig, nachdem ein großer Teil der Beamten, bei denen ich in der ersten Zeit meines Saarbrücker Aufenthaltes solchen hatte, verzogen waren. Dieses etwas unstete Leben wurde mir mit der Zeit über, und ähnliche Stimmungen griffen auch bei meinem Freunde Krembiegel Platz.

Zu dieser Zeit wurde mir ein Haus auf dem Schloßplatz, anscheinend billig, zum Kauf angeboten, und ich griff nach einigem Überlegen zu.

Es war ein Teil des alten Saarbrücker Fürstenschlosses, mit noch den alten kolossal dicken Außenmauern, und mir kam das sehr romantisch vor, mir in dem alten Gemäuer eine recht gemütliche Wohnung zu schaffen. Im Erdgeschoß sollten meine Büros unterkommen, und im 1. Obergeschoß wollte ich wohnen. Die Wohnung im 2. Obergeschoß wollte Krembiegel beziehen, und dann wollten wir uns gemeinsam eine eigene Wirtschaft einrichten.

Die notwendigen Umbaupläne wurden bei der Baupolizei zur Genehmigung eingereicht.

Den Besitz des Hauses konnte ich aber erst am 1. April 1898 antreten, und in dieser Zeit änderte sich manches von Grund aus, was unsere Pläne nicht zur Ausführung kommen ließ.

In diesem Winter war in der Bautätigkeit eine gewisse Ruhe eingetreten, die es mir erlaubte, zu Weihnachten wieder einmal nach Insterburg zu fahren. Und ich tat dieses in der gehobenen Stimmung, da ich nun ziemlich sorgenfrei in eine gesicherte Zukunft blicken konnte.

Die Feiertage verliefen im Kreise der Familie recht angenehm, und sie brachten auch einen häufigen Verkehr mit der befreundeten Familie meiner späteren Schwiegereltern mit sich.

Am Tage, der eigentlich für meine Abreise bestimmt war, dem 4. Januar 1898, verlobte ich mich mit meiner jetzigen Frau.

Nun legte ich natürlich meinem Insterburger Aufenthalt noch weitere 8 Tage zu, um mein junges, mir ganz unerwartet gekommenes Glück wenigstens noch etwas zu genießen.

In meinem Saarbrücker Freundeskreis schlug die Nachricht von meiner Verlobung wie eine Bombe ein. Niemand hatte von mir erwartet, daß ich gerade der erste sein würde, der eine Bresche in den Kreis der Junggesellen legen würde.

Nichtsdestoweniger wurde ich am Abend meiner Rückkehr nach Saarbrücken von meiner ganzen Tischgesellschaft mit großem Jubel begrüßt, und im sofortigen Anschluß wurde das frohe Ereignis gleich gebührend gefeiert. Mit meinen mit Krembiegel geschmiedeten Zukunftsplänen war es nun natürlich vorbei. Aber auch unter anderen Umständen hätten sie sich nicht mehr verwirklichen lassen, denn im Frühling verstarb mein armer Freund nach kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung.

In meinen engeren Freundeskreis, in dem ich täglich verkehrte, und der nun nur noch aus Müller und Dr. Bayer bestand, war eine empfindliche Lücke gerissen worden. Der immer vergnügte Krembiegel fehlte uns sehr. Bayer ging schon lange mit Heiratsgedanken umher, und als der Winter sich seinem Ende näherte, hatte auch er sich mit Fräulein Cilly Spangenberg aus Ems verlobt.

Nun war es auch mit Müller zu Ende. Er fühlte sich schon im voraus so vereinsamt, daß er sich ebenfalls im Frühling verlobte.

Nun waren wir glücklich alle drei Bräutigämer und damit beschäftigt, unsere Nester zu bauen.

Ich baute es im wahren Sinn des Wortes in dem alten Schloßgemäuer der Saarbrücker Fürsten. Außer den Ringmauern und den schwarzgewölbten Kellern blieb freilich nicht viel altes übrig.

Nach dem Schloßplatz heraus baute ich einen geräumigen Erker mit darüberliegendem Balkon, und in die Hinterfront wurde ein Anbau gefügt, der in der Höhe der Schlafzimmer als Terrasse ausgebildet wurde, die den fehlenden Garten ersetzen mußte. Man hatte von ihr einen schönen Ausblick auf den Triller und in das ferne Saartal.

Die Arbeiten, die einen erheblichen Umfang angenommen hatten, mußte ich auf das äußerste betreiben, da von ihrem Fertigwerden der Zeitpunkt meiner Hochzeit abhing.

Auch ein großer Teil der Möbel wurde nach meinen Zeichnungen angefertigt. Die Ledertreibearbeiten für die 6 Eßzimmerstühle fertigte meine kunstfertige kleine Braut sogar eigenhändig an.

Und ich persönlich versuchte mich in der Brandmalerei, die damals gerade modern war, und brannte einen Figurenfries in die Vertäfelung des Eßzimmers. Zu Ostern fuhr ich zum Besuch meiner Braut nach Insterburg, bei welcher Gelegenheit natürlich alles unsere künftige Wohnungseinrichtung betreffende eingehend besprochen wurde.

In diesem Sommer war meine bedeutendste und interessanteste Arbeit der sehr reiche innere Ausbau des Hauses Röchling. Daneben baute ich noch die auch recht umfangreiche Villa Seibert in der Kanalstraße und das Geschäftshaus für L. A. Leiner am Schloßberg. Die Bauten auf dem Petersberg näherten sich Mitte des Sommers ihrer Vollendung, und in Burbach wurde die Kleinkinderschule im Rohbau fertig. Für Völklingen hatte ich schon im Herbst vorher den Auftrag für ein ziemlich umfangreiches Krankenhaus erhalten, das nun auch im Laufe des Sommers fertigwerden sollte. Da immer noch eine Reihe kleinerer Arbeiten nebenher liefen, war ich also wieder vollauf beschäftigt. Anfang August fuhr ich nach Insterburg, wo am 5. August meine Hochzeit stattfand.

Am 12. August führte ich meine junge Frau in unser neues gemütlich ausgebautes Heim in Saarbrücken ein.

2. Von August 1898 bis Januar 1906

Meine Verheiratung stellte einen solchen Umschwung in meinen ganzen Lebensverhältnissen dar, daß es sich wohl rechtfertigt, auch in diesen meinen Aufzeichnungen einen neuen Abschnitt zu beginnen.

Und da ich zu dieser Zeit auch mein eigenes Haus, meinen ersten eigenen Grundbesitz, bezog, soll dieser Abschnitt meiner Erinnerungen die Zeit umfassen, bis wir das kleine Schloßplatzhäuschen wieder verließen.

Heute hat es sich wieder bescheiden in den alten Rahmen fügen müssen. Verschwunden ist vom Dach des munteren Türmchen, aus dessen Fenstern so mancher liebe Besuch, aus traurem Stübchen, einen hübschen Ausblick auf die beiden Städte genoß. Verschwunden ist der Balkon mit der dahinterliegenden Loggia, auf der unsere Buben in ihrem Kinderwägelchen so oft im kühlen Schatten trotz heißer Sommertage frische Luft genossen.

Abb. 6

Nichts deutet mehr den Platz an, an dem der breite holzgeschnittene Erker-
ausbau das dicke festungsartige Gemäuer durchbrach.

Hier war das Lieblingsplätzchen meiner Frau, von dem aus sie auf das
Leben und Treiben auf dem Schloßplatz herunterblickte, und wo wir so
manche trauliche Stunde gemeinsam verlebten.

Nichts in der langen gleichmäßigen Front des Schloßflügels erinnert heute
mehr daran, daß hier ein junger Künstler es übernommen hatte, sich in dem
alten Fürstensitz einzunisten, unbekümmert darum, daß der Ernst des alten
eintönigen Baues mit kecker Hand gestört wurde.

Und auch auf der vom Schloßplatz abgewandten Seite siegte das alte.
Verschwunden ist hier der Anbau, der unten die helle Zeichenstube
barg und oben die sonnige Terrasse trug, auf der man frühlings die Nach-
tigallen hörte, die mit ihrem melancholischen Gesange die Trillerbüsche
erfüllten, und von der aus der Blick weit schweifen konnte ins gesegnete
Tal der langsam dahinfließenden Saar.

Verschwunden ist heute alles, was ich einst mit Liebe und voll jugendfroher
Hoffnung schuf. Wehmutsvoll mußte ich seiner Zerstörung mit zusehen,
weil die Verhältnisse späterer Zeit stärker wurden als mein Wunsch, das
zu erhalten, was ich als erste trauliche Stätte meiner Liebe aufbaute.

Und wie man im späteren Alter so manche Jugendhoffnung begraben muß,
so war es mir nicht beschieden, das Geburtshaus von vieren meiner Kinder
mir und ihnen zu bewahren.

In dem schönen Sommer des Jahres 1898 war ich aber von allen solchen
Gedanken noch weit entfernt.

Sonnig und golden lag die Welt und die Zukunft noch vor mir, und mein
Leben, dem nun auch der gehörige Inhalt, ein idealer Zweck gegeben war.
Anfang Oktober fand in Ems die Hochzeit meines Freundes Bayer statt.
Bereits auf unserer Hochzeitsreise hatten wir dem Bürgermeister Spangen-
berg in Ems einen kurzen Besuch abgestattet.

Natürlich war Müller mit seiner Braut und wir als die nächsten Freunde zu
der Hochzeit geladen. Müllers Braut sollte zu uns kommen und dann die
Reise unter unserem Schutz antreten. Sie kam aber nicht und sagte im
letzten Augenblick ab. Müller hatte seinen schwarzen Anzug schon nach
Ems abgeschickt, mußte dann aber unter dem Einfluß seiner Braut auch
die Reise aufgeben. Das gab die erste Verstimmung zwischen uns drei
Freunden.

Wir machten die Hochzeit sehr vergnügt mit und besuchten auf der Rück-
reise zusammen mit Hauptmann Spangenberg's die Burg Cochem an der
Mosel. Vorher trafen wir auf dem Bahnhof Koblenz ganz unerwartet das
junge Hochzeitspaar. Im Dezember fand dann auch die Müller'sche Hoch-
zeit statt, zu der aber weder wir noch Bayers eingeladen wurden. Durch
dieses eigentümliche Verhalten von Müllers Braut wurde das Verhältnis
zwischen uns drei Freunden leider etwas abgekühlt. Später hat sich ja denn
auch das wieder ausgeglichen.

Die geschäftliche Tätigkeit hatte im Laufe des Jahres 1898 langsam nach-
gelassen.

Die Stadt mußte sich nach den außerordentlichen Ausgaben der Vorjahre
einmal wieder erholen und weitere Projekte ruhen lassen, falls die Steuer-
schraube nicht in Tätigkeit treten sollte. Und dieses war etwas, was Bürger-
meister Feldmann aus Konkurrenzrücksichten auf St. Johann so lange als
irgend möglich vermeiden wollte.

Haus Röchling mit seinen Nebenanlagen stand fertig da; ebenso ging das Krankenhaus in Völklingen seiner Vollendung entgegen.

In Arbeit war noch ein Erweiterungsbau für Herrn Fritz Röchling in der Pestelstraße.

Der Gedanke des Baues einer Brücke zwischen dem neuen Saarbrücker Marktplatz und der Dudweilerstraße in St. Johann wollte nicht zur Ruhe kommen. Es hatte sich eine Vereinigung von Interessenten gebildet, die mir die Leitung des Baues zusagte für den Fall, daß die Genehmigung zur Erhebung von Brückengeld erteilt würde und ich ein Vorprojekt kostenlos anfertigen wollte.

Dieses Projekt fertigte ich dann auch an. Die Vorarbeiten dazu befanden sich ja bereits von früher her in meinen Mappen. Saarbrücken konnte sich aber mit St. Johann nicht einigen, und so mußte der schöne Plan wieder einmal für lange Jahre begraben werden. In den Herbsmonaten waren dann auf meinem Büro noch eine Menge Abrechnungsarbeiten zu erledigen, so daß noch immer eine rege Tätigkeit herrschte.

Zu Ende des Jahres entschloß ich mich, den Vorsitz im Gewerbe-Verein niederzulegen, da ich dachte, für meine Person genug getan zu haben, und es besser wäre, wenn ein Gewerbetreibender Vorsitzender würde. Der bisherige 2. Vorsitzende Richard Schmidt wurde infolgedessen erster und ich mußte zweiter Vorsitzender bleiben.

Im Sommer hatte ich übrigens schon in Saarbrücken eine kleine Ausstellung für Holz- und Eisenarbeiten veranstaltet, die eine gute Aufnahme fand und für die Zukunft manches versprach.

Das erste Weihnachtsfest feierten wir still für uns allein. Sylvester verlebten wir bei Bayers.

Das Jahr 1899 war nun angebrochen, und zum ersten Male seit Beginn meiner selbständigen Tätigkeit konnte ich beim Jahresbeginn nicht feststellen, daß reichlich Arbeit für das kommende Jahr vorhanden sei.

Die ersten Wintermonate vergingen, aber neue Aufträge wollten nicht kommen. Wohl mußte ich mir sagen, daß nach der Hochflut der vergangenen Jahre auch einmal ein Rückschlag eintreten müßte, aber ich wurde immerhin etwas unruhig.

Auch fing ich an, einmal zu überschlagen, was ich den Jahren so reicher Tätigkeit vor mich gebracht hatte, und mußte dabei finden, daß der tatsächliche Erfolg in keinem rechten Verhältnis zu der vielen Arbeit und Mühe stand, die er gekostet hatte.

Mein Büropersonal war allmählich von 8 wieder auf 3 Herren heruntergegangen. Im April trat ich eine 8wöchige Offiziersübung an, zu der es mir diesmal nicht an Zeit mangelte. Doch schon im zweiten Teile dieser Übung begannen sich die geschäftlichen Aussichten wieder zu bessern. Herr Richard Schmidt trat an mich mit dem Ansuchen heran, ihm für den Bau von 8 kleinen Häusern in der Kameckestraße die Projekte anzufertigen, und dann erhielt ich von dem Kreise St. Wendel den Auftrag zu einem Projekt für das dort zu erbauende Kreisständehaus.

Am 22. Mai, gerade am ersten Pfingstfeiertag, wurde uns unser erster Junge, Gero, geboren. Darob herrschte natürlich große Freude. Er war ein schöner strammer Junge.

Inzwischen war ich mit Bürgermeister Feldmann wieder einmal mit Projekten zur Erschließung des Trillers und des Reppersberges beschäftigt gewesen.

Das Vopelius'sche Haus, in dem ich vorher auf dem Schloßplatz gewohnt hatte, war durch Erbgang in den Besitz von Frau Berghauptmann Eilert in Bonn gekommen, und es sollte veräußert werden.

Bürgermeister Feldmann beabsichtigte nun das Haus, das eine recht breite Front hatte, zu kaufen und hier einen schönen Aufstieg vom Schloßplatz zum Triller zu schaffen. Weiter sollte der Schloßplatz alsdann durch einen Durchbruch durch Saarbrückens ältesten Stadtteil mit dem neuen Markt verbunden werden.

Ich arbeitete nun ein dementsprechendes Projekt aus, und ich fand dabei, daß es technisch leicht zu lösen war, das Plateau des Reppersberges durch eine Überbrückung der Spichererbergstraße mit dem Trillerweg und auf diese Weise überhaupt mit der unteren Stadt zu verbinden. Durch eine Umlage auf die auf dem Reppersberg zu gewinnenden Bauplätze hätte sich das schöne Projekt leicht finanzieren lassen.

Leider gelang es Feldmann nicht, den Ankauf des Eilert'schen Grundstückes im Stadtrat durchzudrücken, und an die Überbrückung der Spichererbergstraße wollte er nicht gehen.

Eingemeindung St. Arnuals

Es war schade um mein schönes Projekt, das mir viel Arbeit gemacht hatte und das manche später in diesem Gelände auftretende Straßenfrage tadellos gelöst hätte, wenn es nicht inzwischen zu spät damit gewesen wäre.

Bürgermeister Feldmann, der ja ohne irgendwelche Projekte nicht leben konnte, hatte inzwischen die Eingemeindung St. Arnuals, das bisher zu Brebach gehörte, zustandegebracht. Diese brachte Saarbrücken einen Zuwachs von über 3 000 Einwohnern, und was noch viel wichtiger war, von sehr viel Land, und zwar zum Teil gutem Bauland. Saarbrücken und St. Arnual waren an ihrer Grenze, an der freilich auch einzigen Verbindung, der Saargemünder Straße, baulich schon vollständig zusammengewachsen, und nach Osten hin war der Stadt Saarbrücken als solcher jede Ausdehnungsmöglichkeit abgeschnitten. Die Eingemeindung St. Arnuals war daher eine unaufschiebbare Notwendigkeit. Nun sie gelungen, wendete Feldmann sein ganzes Interesse diesem neu gewonnenen Stadtteil zu, stellte einen großen Bebauungsplan für das ganze flache Gelände zwischen Saar und Saargemünderstraße auf, und sicherte vor dessen Bekanntgabe alles irgendwie dort verkäufliche Terrain für die Stadt. Durch dieses Vorgehen erwarb er und auch die Stadt Saarbrücken sich einen gewissen Ruf auf dem Gebiet der sogenannten „städtischen Bodenpolitik“. In dieser Zeit begannen die Fragen der „Bodenpolitik“ gerade vielfach erörtert zu werden. Angeschnitten wurden sie von den sogenannten „Kathedersozialisten“, die von der Praxis keine Ahnung hatten. Alle diese Fragen und Erörterungen, denen meistens ein sozialistisches Mäntelchen umgehängt wurde, liefen schließlich später in die Einführung der unglückseligen Wertzuwachssteuer aus.

Nun hat auf jeden Unbefangenen der Gedanke sicher etwas bestechendes: Eine aufblühende Stadt erwirbt für einen noch ganz billigen Preis Privatgelände. Sie stellt darauf einen Bebauungsplan auf und gelangt dadurch in den fast kostenlosen Besitz von Grünplätzen, Bauplätzen für Schulen und andere öffentliche Gebäude und auch billige Flächen für eine sogenannte gemeinnützige Bautätigkeit.

Saarbrücken war nun also auch in den Besitz eines solchen billigen Geländes

gelangt, der seinen Ruf durch alle bodenreformatatorischen Versammlungen Deutschlands trug.

Doch wie gestaltete sich diese große Sache nun in Wirklichkeit?: Es wurden angelegt und wenigstens teilweise ausgebaut die Blücher-, Waterloo- und Gneisenaustraße, sowie ein Teil der verlängerten Alleestraße, auf den die drei vorgenannten Straßen ausliefen. Dieser ganze neue Stadtteil bildete gewissermaßen eine Bauinsel zwischen Saarbrücken und St. Arnual.

Der größte Teil des hier infrage kommenden Geländes gehörte also der Stadt. Und als in Saarbrücken die Nachfrage nach Bauplätzen wuchs, wurden schnell die Straßen angelegt, und die ersten Bauplätze noch einigermaßen billig, die weiteren aber zu immer steigenden Preisen verkauft. Gewiß machte die Stadt, die die Einnahmen übrigens sehr nötig hatte, ein ganz schönes Geschäft dabei, von allen vorher angeführten idealen Gesichtspunkten war aber nie mehr die Rede; es handelte sich schließlich um weiter nichts als eine wohlgelungene Bodenspekulation, die allerdings das Hinaufschrauben der Kommunalsteuern noch etwas verzögerte.

Auf der anderen Seite hatte diese städtische Bodenpolitik aber auch unangenehme und nicht rechtzeitig vorhergesehene Folgen: die Stadt hatte das noch ganz billige Arnualer Terrain rechtzeitig angekauft, aber sicher zu früh für die Bebauung erschlossen. Es lagen nämlich auf Saarbrücker Bann noch die weiten unbebauten Flächen des Gärtners Rosenkränzer, der Erben Wilhelm Heinrich Korn, des Gärtners Mendel und des Baurats Neufang. Als nun der Preis der Plätze an der Blücherstraße allmählich auf 12—14 Mark für 1 qm stieg, sagten sich diese Bodenbesitzer ganz richtig, daß ihr viel näher dem Stadtzentrum gelegenes Land natürlich noch erheblich wertvoller sein mußte.

Als daher die Stadt die Alleestraße durch das Gelände der vorgenannten Besitzer nach dem neuangelegten Stadtteil hindurchführen wollte, verlangten diese verhältnismäßig hohe Preise. Wäre nun damals sofort mit fester Hand zu einer Enteignung geschritten worden, dann wäre die Sache noch gar nicht so übermäßig kostspielig geworden. Aber Bürgermeister Feldmann entschloß sich, den Weg der Aushungerungspolitik einzuschlagen, der den kapitalkräftigen Eigentümern gegenüber ein großer Fehler war. Denn das, was die Stadt an ihrer „Bodenpolitik“ profitierte, ist hierdurch und alles, was damit zusammenhing, wohl reichlich wieder verausgabt worden. Erst in den allerletzten Jahren war es nach vielen schwierigen Verhandlungen möglich, die Durchlegung der Alleestraße wirklich zu erzielen (1913/14). Vor der Eingemeindung von St. Arnual ging der Zug der Saarbrücker Erweiterung nach dem Westen, nach der Hohenzollernstraße und zum Schanzenberg. Diese Entwicklung begann, nun etwas ins Stocken zu geraten, was Feldmann nun manche Anfeindung eintrug, weil er angeblich dieser Gegend nicht mehr das nötige Interesse entgegenbrächte.

Verschönerung des Deutszmühlenweihers

Um dem in etwa zu begegnen, tauchte in ihm der Plan auf, den landschaftlich ja sehr hübsch gelegenen Deutszmühlenweiher mit Anlagen zu umgeben und darin eine gute Sommerwirtschaft zu erbauen ¹⁰⁾.

Das benachbarte Ehrental zeitigte dann weiter den Gedanken, in den Anlagen des Deutszmühlenweihers ein Gebäude zu errichten, in dem alle Andenken an die Spicherer Schlacht und überhaupt an den Krieg 1870/71, ein würdiges Unterkommen finden sollten.

Damit nun der neuen Anlage auch ein genügender Fremdenzufluß von außen her gesichert sei, wurden mit der Eisenbahn-Direktion Verhandlungen angeknüpft wegen Anlage einer Haltestelle am Schanzenberg. Mit großem Eifer und Interesse brachte ich natürlich wieder alle diese schönen Pläne zu Papier.

Nun galt es aber, vor allem der finanziellen Frage näherzutreten, deren Lösung nicht einfach, aber die Grundbedingung der ganzen Sache war. Da faßte ich den kühnen Plan, für das Jahr 1900 mit meinem jungen Gewerbe-Verein eine Gewerbe-Ausstellung vorzubereiten. Begeistert wurde der Gedanke aufgenommen, und es wurde sofort an die notwendigen Vorarbeiten gegangen. Als Gelände für die Ausstellung wurde das am Deutschmühlenweiher gewählt. Ein Teil der Ausstellungsbauten und die Anlagen sollten für immer erhalten werden. Damit war die Deutschmühlenweiher-Anlage-Frage auf das schnellste und einfachste gelöst.

Auch die Straßenbahngesellschaft, die eben die elektrische Straßenbahn in Saarbrücken in Betrieb genommen hatte, erklärte sich bereit, die Bahn nach dem Schanzenberg bei Zustandekommen der Ausstellung sofort zu bauen. Es ging also alles wunderschön. Da fiel als erster Wermutstropfen in den Becher der Freude die Nachricht, daß die Eisenbahndirektion die Einrichtung der Haltestelle aus technischen Gründen abgelehnt hätte. Des weiteren bekam Feldmann die finanzielle Unterstützung des Ausstellungsprojektes durch die Stadt nicht durch, und damit fiel mein ganzer schöner Ausstellungsplan. Nach einigen Jahren wurden dann die Mittel für die Herstellung von Anlagen um den Deutschmühlenweiher bewilligt. Auch ein bescheidenes Gastwirtschaftsgebäude wurde errichtet. Das war dann schließlich das Ende aller unserer einstigen stolzen Pläne.

Je weiter es in den Sommer 1899 hineinging, desto besser gestalteten sich auch wieder die geschäftlichen Verhältnisse. Allein für Völklingen erhielt ich Aufträge für ein großes Verwaltungsgebäude für zwei Direktorenwohnhäuser, darunter eines für Herrn Herrmann Röchling. Auch eines der ersten Projekte für die neue Blücherstraße entstand in jener Zeit für ein Doppelhaus des Maurermeisters Becker.

In den letzten Augusttagen fuhren wir nach Köln, wo wir mit den Schwiegereltern zusammentrafen. Meinen Geburtstag verlebte ich wieder einmal in Köln. Dann fuhren wir zusammen nach dem Siebengebirge, Bonn und Koblenz. Von dort dann mit einem Rheindampfer nach Bingen. Nach Besichtigung der dortigen schönen Punkte ging es dann wieder nach Saarbrücken, wo die Schwiegereltern als erster Besuch unser Fremdenzimmer einweihten.

Die Jahrhundertwende

Das 19. Jahrhundert ging zu Ende. In seinen letzten Tagen wurden wir alle von ganz eigentümlichen Gefühlen beherrscht. Das Heraufdämmern des neuen Jahrhunderts erfüllte uns mit gewissen erwartungsvollen Schauern, ganz anders als sonst das Nahen eines neuen Jahres.

Am Sylvesterabend waren Bayers, Müllers und Tante Cila mit Nelly und Felix Hotop bei uns versammelt. Und so vergingen die letzten Stunden des Jahres rasch im Freundeskreise bei dampfendem Punsch.

Als dann alle Kirchenglocken, scheinbar viel lauter und feierlicher als sonst, das 20. Jahrhundert einläuteten, da klangen wohl die schäumenden Gläser lustig zusammen, aber ernst fanden sich die Hände zum stummen Druck.

Was würde uns allen, die wir hier versammelt waren, das neue Jahrhundert wohl bringen an Freuden und an Schmerzen. Denn fast aller unsere Leben lagen in ihren besten Jahren noch vor uns.

Das Jahr 1900 begann seinen Lauf. Wie jedes andere vor ihm unbekümmert um die Geschicke der Menschen, die soviel in es hineinlegen wollten, und unbekümmert um den Streit, ob es das 19. Jahrhundert beschlösse oder das 20. Jahrhundert beginne.

Das neue Jahr nahm geschäftlich einen günstigen Verlauf. Das Kreisständehaus in St. Wendel und die verschiedenen Völklinger Bauten wurden vollendet. Die Bürotätigkeit war eine besonders rege dadurch, daß ich eine ganze Reihe von Projekten zu bearbeiten hatte, ohne deren Bauausführung zu haben. Es waren dies Häuser für Richard Schmidt in der Hohenzollern- und Heuduckstraße sowie für die Häuser Latowski und Hansen & Neuerburger in der Kanalstraße.

Im Frühjahr verlor ich meinen alten Middeldorf durch den Tod. Wenn er ja auch nicht mehr besonders leistungsfähig war, so hatte ich mich doch schon an ihn gewöhnt, und ich mußte mich nun wieder nach jemandem umsehen, der für die Erledigung der rein geschäftlichen Sachen geeignet war. Hierfür engagierte ich einen Herrn Lehrfeld, in dem ich dann auch einen guten Ersatz fand.

Im Juli machte ich mich mit meiner jungen Frau und dem kleinen Gero zu einer Heimatsreise nach Insterburg auf. Ich blieb dort nur 2 Wochen, da mich meine Geschäfte nach Hause riefen.

Mitte August fuhr ich den Meinigen dann bis Eisenach entgegen, bis wohin sie von den Schwiegereltern geleitet worden waren.

Im Oktober fuhren wir mit meinem Freunde Naumann zusammen zur Weltausstellung nach Paris.

Der Aufenthalt dort war wohl überaus interessant, da wir ihn aber nur auf 8 Tage bemessen hatten, auch außerordentlich anstrengend.

Zu Ende des Jahres ließ die geschäftliche Tätigkeit wieder etwas nach, obgleich sie noch immer zufriedenstellend blieb.

Drei große Projekte, ein Lebenswerk

Der Frühling des Jahres 1901 aber brachte mir 3 Arbeiten, die in ihren Folgen von großer, teilweise sogar dauernder Bedeutung für die Entwicklung meiner ganzen späteren Betätigung werden sollte.

Die eine war ein Vorprojekt für das Bürgerhospital, das ich auf eigene Gefahr anfertigte und das dann schließlich mir den späteren vollen Erfolg brachte.

Die zweite war ein Auftrag für ein Projekt zu einem Krankenhaus für das Städtchen Idar. Diese Aufgabe war der Anfang einer dauernden Tätigkeit in Idar bis auf den heutigen Tag.

Die dritte endlich war die Erschließung des Winterberges, die sich im Laufe der Zeit, man kann es wohl sagen, zu einem Lebenswerk von mir auswuchs. Herr von Voss hatte nämlich brieflich die Frage an mich gerichtet, ob ich eine Erschließung des Winterberges durch Straßenanlagen für möglich und für vorteilhafter hielte als einen eventuellen Verkauf im ganzen, worauf ich ihm zu ersterem riet und wie es dann in Zukunft auch kam.

Hier möchte ich nun zu späterem Verständnis einiges nachholen:

Herr von Voss, im Jahre 1901 Oberregierungsrat in Marienwerder, war Ende der 80er Jahre Landrat des Kreises Saarbrücken gewesen. Er hatte

hier die Tochter des Herrn Fritz Röchling, eines Bruders des alten Kommerzienrats Carl Röchling, geheiratet. Seine Frau hatte ihm außer anderen Ländereien auch den Winterberg in die Ehe gebracht, auf dem sich ihr Vater die kleine Villa „Clara“ gebaut hatte.

Herr von Voss vergrößerte nun zunächst den Winterberg durch Ankauf des sogenannten „Stiftswäldchens“ vom St. Arnualer Stift. Dann erwarb er den „Mügels Weinberg“ auf dem Petersberg, auf dem sich eine Gehöftanlage mit Wohnhaus und Stallungen befand. Nach und nach kaufte er dann den größten Teil der angrenzenden Parzellen auf, so daß schließlich ein Besitz von über 300 Morgen entstand, der den Namen „Landgut Petersberg“ erhielt. Herr von Voss hatte nämlich die Absicht, in Saarbrücken einen Stammsitz für seine Familie zu errichten.

Im Winterberge über der „Villa Clara“ wollte er sich auf der vorspringenden Bergnase, auf der jetzt Haus Stössel steht, ein Schloß errichten, vielleicht ein wenig eine Trutzburg gegenüber dem Halberg, auf dem sein großer Widersacher, der „König“ Stumm, residierte.

Seine Pläne änderten sich aber, als er sich das große Rittergut Berkenbrügge im Kreise Arnswalde und Ogrossen in der Niederlausitz kaufte. Das Interesse für Saarbrücken erlosch damit etwas, jedenfalls schied der Gedanke einer späteren Niederlassung dortselbst ganz aus.

Nichtsdestoweniger wurde mit der Arrondierung des Landgutes Petersberg fortgefahren, und zwar war der Ankauf weiterer Parzellen und die Oberaufsicht über das Gut so ganz allmählich in meine Hände gelangt.

Bei meinem großen Interesse für die Landwirtschaft machte mir diese Beschäftigung viel Vergnügen.

Herr von Voss, der in Bezug auf die Vielseitigkeit seiner Projekte mit Bürgermeister Feldmann wetteiferte, fand ebenfalls in mir eine gleichgesinnte Seele, und ich brachte die Ideen dann zu Papier, auf dem sie zum großen Teil leider verblieben. So manche Mappe voll Zeichnungen zeugt von dieser meiner vergeblichen Liebesmühe.

Die Entwicklung der von Bürgermeister Feldmann ins Leben gerufenen Bebauung des neuen Stadtviertels Allee-, Blücher-, Waterloostraße wurde von Herrn von Voss mit lebhaftem Interesse verfolgt. Er faßte also den Gedanken, das zur Bebauung geeignete benachbarte Gelände am Winterberg durch Straßenanlagen ebenfalls aufzuschließen. Diesen Gedanken unterstützte ich lebhaft, und aus ihm heraus entstanden dann die von mir aufgestellten Bebauungspläne, die sich auf das ganze Gelände um Winter- und Petersberg herum bis nach St. Arnual erstreckten und die mich viele Jahre lang beschäftigen sollten. Die erste Straße, mit deren Anlage unverzüglich begonnen werden sollte, war die Winterbergstraße. Das Projekt hierzu mußte natürlich der Stadt zur Genehmigung vorgelegt werden, stieß dabei nun aber auf lebhaften Widerspruch bei Bürgermeister Feldmann.

Einerseits fürchtete dieser nämlich die Konkurrenz für sein städtisches Baugelände, andererseits hatte er ein persönliches Interesse daran, den eingefriedeten Winterberg als ungestörten Park für das von ihm neubezogene Rahfeld'sche Haus, das gerade gegenüber lag, weiter benutzen zu können. Er ging sogar soweit, daß er in dem Sinne auf mich einwirkte, ich möchte die Ausführung der Straßenprojekte ablehnen. Aber auch das lehnte ich ab, und dies gab die erste kleine Entfremdung zwischen Bürgermeister Feldmann und mir. Äußerlich freilich ließ er sich nichts davon merken, aber er protegierte von nun ab den Unternehmer Rahfeld in offensichtli-

cher Weise, von dem er wohl wußte, daß er mir ein Stein manchen Anstoßes war.

Entstehung des Heilig-Geist-Krankenhauses

Seinen offenen Widerstand gegen unsere Straßenprojekte mußte nun Feldmann bald aus dem Grunde aufgeben, weil er Herrn von Voss notwendig wegen einer anderen Sache brauchte. Jahrelang hatten nämlich schon Verhandlungen wegen Erwerbs eines passenden Geländes für den Bau eines großen neuen Garnison-Lazaretts in Saarbrücken geschwebt. Man hatte sich endlich auf das Plateau gleich über dem Eingang von St. Arnual, „der Schenkelberg“ genannt, geeinigt, aber nur unter der Bedingung, daß die Stadt eine gut fahrbare Straße zu ihm anlegte. Die einzige Möglichkeit hierzu gab es aber nur in dem von Voss'schen Gelände des Winterberges. Herr von Voss gab nun das für die Anlage dieser Straße, der späteren Colerstraße, notwendige Gelände kostenlos unter der Bedingung her, daß die Stadt unserem Straßenprojekt am Winterberg und einem anderen in der „Sauerwies“, der Reuterstraße, keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen dürfte. Scheinbar gab Bürgermeister Feldmann seinen Widerstand gegen unsere Projekte auf, im Stillen schadete er ihnen aber, wo er nur konnte, durch Abreden vom Kaufen unserer Plätze, wenn sich Kauflustige einfanden. Da mußten die kalten Winde und der viele Schatten gründlich herhalten. Da hatte ich so manchen Verdruß auszustehen, ohne daß ich etwas Ernstliches dagegen tun konnte.

Um des Zusammenhangs willen muß ich hier die Entwicklung dieser Sache gleich über ungefähr die nächsten beiden Jahre vorweg nehmen:

Die inzwischen bis St. Arnual ausgebaute Straßenbahn gab dem jungen dort hinaus liegenden Stadtteil einen über Erwarten guten Aufschwung. Hierdurch ließ ich mich damals vielleicht täuschen und maß ihm eine mehr als nur temporäre Bedeutung bei. Daher faßte ich sofort auch eine Bebauung des neben dem damaligen Hinterthaler-Weg liegenden von Voss'schen Geländes ins Auge, das einer Erschließung viel geringere Schwierigkeiten entgegensetzte als das steile Gelände des Winterberges. Diese Schwierigkeiten benahmen Bürgermeister Feldmann einen Teil seiner Angst vor unserem Wettbewerb am Winterberg, zumal ihm der damalige Landesbauinspektor Quentell, der sich zu einem der größten Hetzer gegen mein Projekt entwickelt hatte, versicherte, die Anlage von Straßen am Winterberg sei einfach eine technische Unmöglichkeit.

Nun, Herr Quentell mußte es als Straßenbauer von Beruf ja wissen, aber ich beschloß, ihm schon zu zeigen, was eine technische Unmöglichkeit sei. Herr Quentell besaß nämlich ein Haus gegenüber dem Winterberg, und für dieses hielt er es für vorteilhafter, wenn der Berg in seinem bisherigen Zustand bliebe. Sein Widerstand, den er auch als Stadtverordneter in unangenehmer Weise betätigte, hatte also einen sehr durchsichtigen geschäftlichen Hintergrund.

Planung der späteren Feldmannstraße

Bürgermeister Feldmann, der in vieler Beziehung entschieden eine großzügige Natur war, versagte auf dem Gebiet des Städtebaues eigentlich immer mehr, je länger er sich mit ihm beschäftigte. Sein größter Fehler war es, daß er sich von Augenblicksstimmungen leiten ließ, irgendein Projekt mit Feuereifer angriff und es auch rasch zur Ausführung brachte. Für die Bebauung der Stadt zeitigte dieses Verfahren aber leider verschiedene Bau-

viertel, die wie Inseln in sich abgeschlossen lagen und der organischen Verbindung mit dem Stadtganzen entbehrten. So erging es dem Viertel Françoisstraße und Umgebung hinter der Dragonerkaserne, dem Viertel auf dem Reppersberg und auch dem zwischen St. Arnual und Saarbrücken. Hier wies das flache Gelände am Hinterthaler Weg mit Naturnotwendigkeit auf die Anlage einer großen Querverbindung von der Saar bis nach dem Großen Exerzierplatz hin. Außer der Möglichkeit einer guten Verbindung durch das Gelände des Deutschmühlenweiher gab es hierfür keine andere als an dieser Stelle; denn sowohl Metzger- wie Spichererbergstraße waren viel zu steil, als für eine spätere Entwicklung dafür in Betracht zu kommen. Durch das Studium des von Voss'schen Geländes fiel mir diese Notwendigkeit sofort ins Auge; denn offensichtlich mußte hier eine Breitenentwicklung von Saarbrücken stattfinden, denn die Längenausdehnung konnte doch schließlich nicht ins Ungemessene gesteigert werden.

Damals im Anfang der 1900er Jahre hätte eine weitsichtige Stadtverwaltung schon einen großen Ausfallweg schaffen müssen, der die Bergfesseln sprengte, die Saarbrücken jede Entwicklung nach Süden hin verschlossen. Hier hätte Saarbrücken schon damals der so sehr begehrten Sonne entgegengehen müssen. Es geschah aber nicht nur nichts in dieser Hinsicht, nein, man ging in der Kurzsichtigkeit sogar soweit, sich für alle Zukunft die Möglichkeit einer guten Entwicklung dort hinaus abzuschneiden.

Ich predigte tauben Ohren! Und dabei erkannte ich in meiner damaligen Unbefangenheit noch gar nicht die Beweggründe für dieses Handeln: Man wollte nämlich verhindern, daß Herr von Voss später durch Verkauf von Bauplätzen Geschäfte machen könnte, und man setzte kalt lächelnd aus dieser Mißgunst heraus die eigensten Interessen der Stadt aufs Spiel. Als sich die Entwicklung infolge Einreichung zahlreicher Baugesuche am Hinterthalerweg nicht mehr aufhalten ließ, wurde dann endlich ein Bebauungsplan für ihn offengelegt.

Aber, oh Himmel, was sollte das geben; man hatte ein Sträßchen von 8,— m Breite für einen Hauptstraßenzug von über 3 km Länge vorgesehen. Daß diese Länge in Wirklichkeit infrage kam, schien man freilich nicht zu wissen, denn auf dem Plan hatte man erst ein Stückchen von ca. 100 m Länge gezeichnet. Gütliche Einwendungen hatten keinen Erfolg. Ich mußte offiziellen Einspruch erheben und gleichzeitig im Namen des Herrn von Voss ausdrücken, daß für diese schmale Straße kein Land kostenlos abgetreten würde. Als Straßenbreite beantragte ich 20,00 m. Nach vielen Verhandlungen erreichte ich es dann endlich, daß die Straße 11 m breit mit beiderseitig 4,5 m breiten Vorgärten angelegt würde. Feldmann zürnte mir eine Weile darob; er dürfte aber im Stillen seinen Fehler wohl eingesehen haben. Und nun ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, gerade die Straße, die er so hatte in ihrer Bedeutung herabdrücken wollen, wurde bei seinem Abschied von Saarbrücken „Feldmannstraße“ genannt.

Wie recht ich aber damals mit meinem Einspruch hatte, ging später daraus hervor, daß es eine der ersten Betätigungen der Großstadtverwaltung war, die Breite der Feldmannstraße auf 20,00 m festzusetzen. Im ersten schon bebauten Teile müssen dazu aber schon die Vorgärten kassiert werden, was die Aufwendung großer Mittel erforderlich machen wird.

Das war ein Beispiel der Schwierigkeiten, mit denen ich bei der Ausführung meiner Straßenbaupläne zu kämpfen hatte.

Als dann nun aber in Wirklichkeit mit der Anlage der Winterberg-

straße vorgegangen wurde, die Bäume auf dem zukünftigen Straßenplanum gefällt und bei den Erdarbeiten die bergseitigen gelben Böschungen sichtbar wurden, da erhob sich in zahlreichen künstlich inspirierten und aufgebauchten Sprechsaalartikeln in den Zeitungen ein Entsetzensschrei und eine Hetze gegen den Besitzer des Berges; gemeint aber war ich. In einigen, mit Namen unterzeichneten Zeitungsartikeln antwortete ich, wies auf den nur vorübergehenden unvermeidlichen Bauzustand hin, daß die Böschungen wieder viel schöner angepflanzt werden würden und daß sich hier einmal die beliebtesten Spazierwege Saarbrückens entwickeln würden usw. Aber alles ohne Erfolg. Man rief sogar nach dem Eingreifen der Regierung. Von all' den Schreiern wußte es natürlich keiner mehr, daß vor 40 Jahren der Winterberg in der Hauptsache kahl gewesen war und erst dann bepflanzt wurde. Was außerdem jede Breitenausdehnung der Stadt für eine Bedeutung hatte, erkannte auch niemand. So mußte ich die Leute schließlich reden lassen, was sie wollten, und meinen, allerdings nicht leichten, Weg weiterwandeln. Ein unendliches Maß von persönlicher Arbeit, Stunden und Tage, Monate und schließlich Jahre mußte ich aufwenden, und sinnen und tüfteln, bei dem außerordentlich schwierigen Gelände etwas Brauchbares zu schaffen. Und dabei mußte ich natürlich sehr darauf sehen, möglichst billig zu arbeiten, damit schließlich auch etwas für Herrn von Voss aus der Sache herauskam.

Im Laufe des Jahres 1901 baute ich dann noch das Geschäftshaus B. Seibert in der Hohenzollernstraße und die Doppelhäuser von P. Ganns und den Erben Baum in der Spichererbergstraße. Das Krankenhaus der Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke wurde vergrößert, und dann fertigte ich ein Projekt für ein Altersheim, eine Kleinkinderschule, ein Doktorwohnhaus und eine Konsumanstalt für die gleichen Werke. Leider kam keines dieser schönen Projekte zur Ausführung. Für Idar erhielt ich in diesem Jahr auch den ersten Privatauftrag für eine größere Villa des Perlenhändlers C. Rud. Becker.

Es war also wieder ein sehr arbeitsreiches Jahr gewesen, aber von den ausgeführten Arbeiten war vieles noch Zukunftsmusik, und es brachte vorläufig noch wenig ein.

Im Mai war meine Frau zur Kur in Ems. Ich holte sie von dort ab, und wir fuhren von dort zur 1. Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie, dem „Dokument deutscher Kunst“.

Hier hatte unter der Ägide des kunstsinnigen Großherzogs von Hessen Jos. Olbrich seiner üppigen Phantasie die Zügel schießen lassen können. Es war nicht alles schön, auch nicht alles praktisch an den verschiedenen Häusern und Häuschen, die die Ausstellungsobjekte sowohl bildeten als bargen. Es ging aber ein Zug frischen und kecken Strebens durch die ganze Sache.

Originell war die ganze Aufmachung entschieden. Über Heidelberg und Mannheim ging es dann wieder nach Hause.

Im Spätsommer besuchten uns die Schwiegereltern, um von Saarbrücken aus gleich nach Erfurt überzusiedeln, wohin sie sich von Insterburg umzuziehen entschlossen hatten.

In dieser Zeit machte ich mit Medizinalrat Schubert zusammen eine Reise zum Studium der Krankenhäuser in Offenburg, Bamberg, Würzburg, Nürnberg und Berlin. Hier konnte ich die reichen Kenntnisse auf dem Ge-

biet des Krankenhausbaues sammeln, die mich dann bald zu dem schönen Erfolg in der Saarbrücker Krankenhauskonkurrenz befähigten.

Am 5. Dezember wurde uns unser zweiter Junge geboren, und da Gero nun schon soweit war, daß er Verständnis für Weihnachtsbaum und Spielsachen hatte, so verlebten wir ein frohes und glückliches Weihnachtsfest und einen guten Jahresschluß, nicht ahnend, wieviel Schmerz und das nächste Jahr bringen sollte.

Unser kleiner Bodo, der sich anfangs durchaus gut entwickelt hatte, begann im Mai 1902 zu kränkeln. Es war ein stilles ruhiges Kind, und so merkten wir es eigentlich gar nicht, daß es nicht so recht mit ihm vorwärtsgehen wollte. Ende Juli wurde es sehr heiß, und da bekam der arme Junge Brechdurchfall, dem er am 5. August erlag. Das war unser erster großer Schmerz. Im September hatte ich mit Herrn von Voss vieles wegen der Straßenprojektsfragen zu besprechen, und ich fuhr zu diesem Zweck mit meiner Frau zusammen nach Berlin. Diese Reisegelegenheit benutzten wir, um in Erfurt die Schwiegereltern in ihrem neuen Heim aufzusuchen. Hier erhielt ich die Nachricht, daß meine beiden Projekte für das große Saarbrücker Krankenhaus den ersten und den zweiten Preis erhalten hatten. Das war zwar ein schöner Erfolg, aber die Freude daran war uns noch etwas durch den eben erlittenen Verlust getrübt.

Aber das Jahr 1902 sollte uns des Bitteren noch nicht genug gebracht haben. Ende Oktober klagte Gero öfter über Schmerzen im Kopf. Der kleine Kerl konnte sich auch nicht gut verständlich machen, und so wußten wir lange nicht, was ihm eigentlich fehle. Anfang November verschlimmerte der Zustand sich so, daß er zu Bett bleiben mußte. Da Typhusverdacht auftauchte, wurde eine Blutprobe genommen, und leider bestätigte die Untersuchung, daß es die Krankheit, und zwar Gehirntyphus war. Das gab nun für meine Frau und für mich schreckliche Tage, an die ich heute noch mit Grauen zurückdenke. Es war entsetzlich, den guten, lieben, klugen Jungen so leiden zu sehen, ohne helfen zu können. Am 19. November hatte unser Gero ausgelitten. Eine Stunde vor dem Ende war gerade noch meine Schwiegermutter eingetroffen, um meiner Frau beizustehen. Nun kamen für uns beide trübe Wintertage, und es nahte allgemach Weihnachten heran. Dieses Fest jetzt in den stillen Räumen zu erleben, wo im vorigen Jahr noch Jubel ertönte, konnten wir nicht über uns gewinnen. Wir faßten daher den Entschluß, recht weit fort, und zwar nach Ostpreußen zu fahren. Dort verlebten wir das Fest bei meinen Eltern, noch einmal mit allen meinen Geschwistern zusammen, mit Ausnahme von Paul, den sein Seemannsberuf in weiter Ferne in Venezuela festhielt.

Diese Reise brachte uns wenigstens einige Ablenkung von unseren trüben Gedanken.

Geschäftlich hatte mir das Jahr 1902 wieder recht viel Arbeit und den großen Erfolg bei der Krankenhauskonkurrenz gebracht.

Im Mai war ich nach Düsseldorf herübergefahren, um dort die Kojen der Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke einzurichten, die in der Hauptsache Projekte und Bauten von mir enthielt.

Das Krankenhaus in Idar wurde fertig, und Haus Becker daselbst kam unter Dach. Und schon hatte ich ein neues Projekt für Idar, ein Wohnhaus für Herrn Oskar Veeck, in Arbeit.

Die Straßenanlagen am Winterberg hatten nicht nur im Projekt, sondern auch in Wirklichkeit schon gute Fortschritte gemacht. Die ersten 200 m der

Winterbergstraße waren fertig, das Eckhaus Schmidt-Wahlster stand schon da, und zu Ende des Jahres kam ein Doppelhaus für Medizinalrat Schubert und mich unter Dach. Hiermit begann ich, mich selbst mit Kapital am Winterberg festzulegen. Es war dies vielleicht ein Fehler, wenn sich dieses vielleicht heute auch noch nicht mit Bestimmtheit sagen läßt und es auch noch zum Guten ausschlagen kann. Ich selbst wäre aus freien Stücken wohl nicht einmal darauf gekommen, ich ließ mich aber nicht allzu schwer von Dr. Schubert dazu bestimmen, mit ihm mitzubauen.

An einer baldigen Bebauung der neuanzulegenden Straßen war ich ja insofern sehr interessiert, als mir 10 % des Erlöses aus den verkauften Bauplätzen zufließte. Dadurch, daß ich nun bei der Bebauung mit gutem Beispiel voranging, hoffte ich, die Bautätigkeit zu beleben. Das gelang mir ja auch zweifellos, aber doch nicht in dem Maße, daß ich meine Rechnung dabei fand, daß ich nach und nach mein ganzes Kapital dort festlegte.

In der Stadt angelegt, hätte es mir wohl sicher bessere Zinsen gebracht. Aber dieses Kapitel ist ja auch heute noch nicht ganz abgeschlossen, denn es könnte sich unter Umständen doch noch alles zum Besten wenden.

Einen bösen Schlag erhielt ich noch durch den Verlust von 6 000,— Mark, die ich bei dem Konkurs Barth einbüßte. Er kam leider $\frac{1}{2}$ Jahr zu früh. Maurermeister L. Barth jun. sollte mir nämlich gerade das Haus an der Winterbergstraße bauen und dabei seine Schuld bei mir abarbeiten. Es kam aber leider anders. Und damit verschwand mit das größte und solideste Baugeschäft Saarbrückens bald nach dem Tode seines wirklich tüchtigen Begründers.

Das Jahr 1903 brachte geschäftlich einen weiteren Aufschwung. Vor allem erfolgte in ihm der endgültige Auftrag zur Ausführung des Projektes für das neue große Krankenhaus unter gleichzeitiger Übertragung der Bauleitung. Dieser Auftrag machte den Erfolg des Sieges in der Konkurrenz erst zu einem wirklich vollen. Für einige Jahre war also einmal für Arbeit gesorgt. In Burbach wurde ein größeres Wohnhaus für Direktor Peusquens und noch einige kleinere Bauten für die Hütte ausgeführt. Einige größere Projekte blieben leider in ihren Anfängen stecken durch den unerwartet schnellen Tod des Generaldirektors Ott. Es handelte sich um eine große Villa für diesen, einen Saalbau für das Hüttenkasino und eine Reihe von Beamtenwohnhäusern.

Für die Halbergerhütte führte ich einen Bürobau, mit einem stattlichen Turm, und ein großes Doppelhaus für die zwei Hüttdirektoren aus.

In Idar wurde das Haus für Herrn Oskar Veeck beendet. Auch die Bebauung der Winterbergstraße machte Fortschritte. Schreinermeister Bauer und der Bauunternehmer Fr. Kappel führten dort mehrere Häuser nach meinen Plänen aus. Für Herrn Carl Vopelius in Sulzbach wurde ein völliger Umbau des Wohnhauses vorgenommen.

In Saarbrücken selbst war der größte Bau, der zur Ausführung gelangte, das Röchling'sche Bankgebäude in der Wilhelmstraße. Hierfür war mir wieder einmal der Unternehmer Rahfeld zur Ausführung der Maurer- und Steinhauerarbeiten aufgenötigt worden. Dessen Steinmetztechniker war damals Herr Laub.

Entstehung des Saar-Museums

Trotz aller dieser vielen Arbeiten hatte ich auch noch die Zeit gefunden, für meinen Kunst- und Gewerbeverein tätig zu sein. Aus kleinen Anfängen

heraus war bei mir der Plan entstanden, ein Museum in Saarbrücken ins Leben zu rufen.

Um den ersten Fonds dafür zu schaffen, veranstaltete ich Oktober 1903 in der Markthalle eine Ausstellung mit anschließender Verlosung von Kunstgegenständen, und darauf den großen „Museums-Bazar“. Diese Veranstaltungen ergaben zusammen mit einer gleichzeitig vorgenommenen Geldsammlung einen Ertrag von über 40 000,— Mark. Damit war der Plan der Gründung des „Saar-Museums“ gesichert ¹⁷⁾.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, auf die Einzelheiten der Gründungsgeschichte des Saar-Museums hier einzugehen. Ohnehin habe ich diese schon früher niedergelegt, und habe hoffentlich später noch Gelegenheit, diese und auch noch andere Aufzeichnungen usw. meiner öffentlichen Tätigkeit als Anlagen diesen meinen Lebensaufzeichnungen beizufügen.

Eifrige Helfer waren mir bei diesen Museums-Gründungs-Vorarbeiten Dr. Alexander Tille und Professor Hummentberg. Tille ist wohl der interessanteste Mensch gewesen, der bisher meinen Lebensweg gekreuzt hat, und ich glaube wohl, er wird es auch bleiben. Denn es gibt wohl überhaupt nur wenige derartig großartig veranlagte Menschen, die befähigt sind, in allen Lebenslagen, etwas so Hervorragendes zu leisten.

Viele gemeinschaftliche Interessen vereinten uns bald auf verschiedenen Gebieten, so daß sich daraus auch ein freundschaftlicher Verkehr entwickelte. Wenn das Jahr 1903 sowohl geschäftlich als auch in meiner Tätigkeit für die Kunst ein recht erfolgreiches, so war es auch in familiärer Beziehung wieder ein glückliches.

Am 19. August wurde unser Ulrich geboren, und damit kam wieder Leben und Freude in unser etwas still gewordenes Haus.

Das machte sich schon während des Museumsbazars bemerkbar, zu welcher Zeit meine Schwägerin Grete und meine Kousine Ada Franken bei uns zu Besuch waren. Mit einem außerordentlich froh verlaufenen Sylvesterabend, an dem außer unseren sonstigen Freunden auch Dr. Tille und Hans Buhe sowie die ganze Familie Hotop bei uns weilten, schloß das gute Jahr 1903 zu aller Zufriedenheit.

Reichlich geschäftlich beschäftigt trat ich in das Jahr 1904 ein. Aber es schien, als wolle der Segen in ihm kein Ende nehmen.

In der Konkurrenz für ein großes jüdisches Krankenhaus für Köln errang ich einen zweiten Preis.

Fast gleichzeitig erhielt ich in einer beschränkten Konkurrenz für ein Krankenhaus in Oberstein den ersten Preis und gleichzeitig die Ausführung. Auch für die Halbergerhütte erhielt ich außer dem Auftrage für den Kasinobau gleichzeitig einen solchen für ein großes Krankenhaus.

Ich hatte also glücklich wieder drei Krankenhäuser zu gleicher Zeit in Arbeit, da im Frühjahr auch mit dem Bau des großen Saarbrücker Krankenhauses begonnen wurde.

Es herrschte also wieder einmal eine Hochflut, ganz ähnlich wie in den Jahren 1895 — 1897.

In Idar erhielt ich den Bau einer größeren Villa für Herrn Ernst Falz, in Saarbrücken noch den Bau eines großen Speichergebäudes für Herrn L. Sander.

Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf der Alten Brücke

Im Juli wurde das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf der alten Brücke eingeweiht, und es erschien zur Einweihungsfeier auch zum erstenmal Seine

Majestät Kaiser Wilhelm II. in Begleitung der Kaiserin und der kleinen Prinzessin in Saarbrücken.

Mir waren die großen sehr umfangreichen Ausschmückungsarbeiten der Stadt Saarbrücken übertragen worden. Das gab eine ähnliche Sache wie bei der 25jährigen Jubelfeier der Spicherer Schlacht im Jahre 1895, nur viel gediegener. Ich gehörte zu den wenigen Geladenen, die dem Festakt auf der alten Brücke und dem Festessen im Kasino beiwohnen durften, und bei dieser Gelegenheit lernte ich auch Exzellenz von Schubert kennen.

Die Einweihungsfeier verlief programmäßig und in jeder Beziehung glanzvoll. Die Saarbrücker Geschichte wird diesen Tag ohnehin verewigen, und so kann ich von einer Schilderung der Einzelheiten wohl absehen.

Über die Entstehung des ganzen Denkmalplanes und seine Baugeschichte will ich aber einiges vor der Vergessenheit bewahren, was außer mir heute wohl nur wenigen Beteiligten mehr bekannt sein dürfte:

Das Bronzestandbild des alten Kaiser Wilhelm I. war von Herrn Fritz Rexroth den Städten Saarbrücken und St. Johann unter der Bedingung gestiftet worden, daß es genau auf der Grenze der beiden Städte auf der „Alten Brücke“ aufgestellt werden sollte. Die Annahme dieser Bedingung machte das Denkmal zu einem Danaergeschenk ganz abgesehen davon, daß man den Standort auf der Brücke vom künstlerischen Standpunkt durchaus nicht als ideal bezeichnen kann.

Aus welchem inneren Beweggrunde heraus Herr Rexroth zu der Stiftung kam und wer ihn auf den besonderen Gedanken brachte, darüber gingen die Meinungen etwas, aber nicht sehr auseinander.

Fest steht folgendes:

Saarbrücken hatte vor einiger Zeit ein Bismarckdenkmal erhalten, dessen Stifter Professor Dondorf, Stuttgart, ein guter Bekannter von Bürgermeister Feldmann war. Diesem war aus irgendeinem Grunde ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I., das für ein monumentales Gebäude bestimmt war, stehen geblieben. Mit einigen Abänderungen erwarb dieses Herr Rexroth für den Preis von 50 000,— Mark und schenkte es den beiden Städten unter den schon erwähnten Bedingungen.

Diese hatten es sich bei der Annahme des Geschenkes wohl nicht überlegt, welche großen Kosten die Fundierung und der Unterbau für das Denkmal verursachen würden.

Man hatte diese Fundierungskosten auf ca. 50 000,— Mark veranschlagt und hatte dabei angenommen, daß man sehr bald unter der Saarsole Fels finden würde. Die leider viel zu spät angestellten Untersuchungen ergaben daher, daß eine Fundierungstiefe von ca. 7,00 m in Betracht kam. Kurz, aus diesen und anderen Gründen stellten sich die Kosten erheblich über 100 000,— Mark. Nun gab es natürlich viele lange Gesichter, und die meisten Stadtväter hätten das Geschenk nicht angenommen, wenn sie vorher die den Städten erwachsenden Kosten gekannt hätten. Herr Rexroth, der Stifter des Denkmals, ging übrigens ohne jede Auszeichnung aus.

Im Sommer des Jahres 1904 faßte ich den Plan zur Erbauung eines größeren Hauses für mich selbst auf dem Winterberg.

Meine persönliche Tätigkeit war dortselbst bei den Straßenbauten und Verhandlungen über Grundstücksverkäufe sehr in Anspruch genommen. Ein sehr großer Teil meiner weiteren Tätigkeit führte mich oft nach auswärts, während es in der Stadt selbst verhältnismäßig wenig zu tun gab, abgesehen von dem augenblicklichen großen Krankenhausneubau.

Dann hatte ich dem Bauunternehmer Kappel zahlreiche Projekte für seine vielen Bauten an der Feldmannstraße angefertigt, und ich begann für das Einkommen einer Summe von ca. 8 000,— Mark zu fürchten, durch den Verlust im Barth'schen Konkurs diesmal gewitzigt.

Das Geschäft blühte in einer Weise und die Zukunft schien mir durch die gute Kundschaft so gesichert, daß ich meinen Bauplan durchaus für kein Wagnis hielt sondern im Gegenteil die weitere rasche Bebauung des Winterberges dadurch sehr zu fördern wähnte.

Heute muß ich es allerdings leider als einen Fehler bezeichnen daß ich mein ganzes verfügbares Kapital hier festlegte und mir dadurch selbst jede finanzielle Bewegungsfreiheit raubte.

Nun kam noch dazu, daß die Verhältnisse nicht immer so glänzend blieben und daß infolgedessen der Bau eigentlich zu groß und zu teuer wurde. Jedenfalls wurde er mir in Zukunft eine Quelle mancher Sorge. Damals hatte ich solche freilich noch nicht, sondern sah die Zukunft noch in ungetrübtem Optimismus vor mir. Ich hatte ja einige Jahre hindurch auch stets eine feste Einnahme von 6—8 000,— Mark allein aus dem Verkauf von Voss'scher Bauplätze, und ich erhoffte eine andauernde Steigerung dieser Einnahme, aus der ich allmählich ein Kapital von über 300 000,— Mark zu ziehen hoffte.

Zu meiner sonstigen guten, und wie ich wähnte, festen Kundschaft kam gegen Ende des Jahres noch hinzu Frau von Stumm, Exzellenz von Schubert und das Neunkircher Werk. Es ging also immer weiter hinan.

Ich ahnte es aber nicht, daß ich damit auch ungefähr den Höhepunkt meines Schaffens erreicht hatte.

Unser neuer kleiner Junge Ullrich war unterdessen prächtig gediehen, allerdings unter größerer Sorge als unsere beiden Hingegangenen. Im August begann der Junge bei der großen Hitze etwas matt zu werden. Da packte uns, in Erinnerung an unseren kleinen Bodo, der im August gestorben war, die Angst, und wir fuhren von heute auf morgen mit dem Jungen nach Münster am Stein. Meine Frau blieb mit ihm dort, während ich immer an den Samstagen herüberfuhr und bis Montag früh dort blieb. Ulrich bekam der Aufenthalt und das Baden sehr gut, und er verlebte in Münster am Stein auch seinen ersten Geburtstag.

Bei meiner Anwesenheit unternahmen wir einmal zusammen mit Dr. Bäntsch's und Naumann eine kleine Rheintour nach Boppard, und einmal fuhren wir allein nach Darmstadt hinüber zur Besichtigung der zweiten Ausstellung der Darmstädter Künstler-Kolonie.

„Schloß“ Grünhaus und die Folgen

Der Herbst brachte mir den sehr rasch zu beginnenden Umbau und Ausbau des „Schlosses“ Grünhaus, d. h. aus einem großen alten Speicher mußte ich ein Schloß machen. Der Plan gelang mir jedenfalls so gut, daß ich damit den alten Geheimrat von Ihne, Berlin, sogar bei „Ihrer Exzellenz“ aus dem Felde schlug.

Die Bauleitung dieser Objekte beanspruchte in jeder Woche mindestens einmal meine persönliche Anwesenheit an Ort und Stelle. Das war über Trier hinaus jedesmal eine Reise.

Meine im Bau befindlichen Krankenhäuser kamen alle drei noch gegen Ende des Jahres 1904 unter Dach. Das Kasino der Halbergerhütte mußte noch vor Weihnachten fertiggestellt werden, was mir sehr viel Arbeit und Ärger mit dem damaligen Direktor der Hütte, Heckmann, einbrachte.

Vom eigenen Hause auf dem Winterberg wurden noch die Fundamente fertig. Mit all diesen vielen laufenden Arbeiten ging es in das Jahr 1905 hinüber. In ihm erreichte meine bisherige Tätigkeit wohl ihren Glanz- und Höhepunkt. Die drei großen Krankenhäuser wurden fertig, ebenso das Beamtenhaus in Brebach, das Haus Falz in Idar, die Kreissparkasse in St. Wendel und ein großes Speichergebäude für Herrn L. Sander in Saarbrücken.

Das Haus Auguste Viktoria der Frau von Stumm in Brebach wurde einem bedeutenden Umbau unterzogen, und für die Neunkircher Werke fertigte ich ein bedeutendes Projekt für den Um- und Erweiterungsbau des Hüttenlazarets.

Meine Straßenprojekte am Winterberg machten sowohl auf dem Papier als auch in Wirklichkeit bedeutende Fortschritte. Auch für den Unternehmer Kappel wurden wieder eine Reihe von Wohnhausprojekten angefertigt.

Schließlich wurde auch der Um- und Ausbau des Schlosses Grünhaus fertig. Doch als ich froh war, daß er beinahe so weit war, da setzte der Verdruß und Ärger, wohl bei weitem der meiste, den mir in meinem Leben ein Bau bereitet hatte, ein.

Mit Herrn von Schubert kam ich in allem glänzend zurecht, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu arbeiten. Frau von Schubert war aber die beispiellos unangenehmste Frau, mit der ich in meiner ganzen Praxis zu tun gehabt habe, obgleich mir schon manche den Kopf ganz gehörig heiß gemacht hatte. Mit dieser Frau, die ja wohl krank war, konnte ich aber absolut nicht zurecht kommen, obgleich es sich im Grunde genommen dabei um Nichtigkeiten handelte. Es kam schließlich so weit, daß ich mit Herrn von Schubert in Frieden, mit ihr aber in Unfrieden auseinanderging. Zuerst ging ja trotz vielem Hin und Her alles ganz gut. Als es dann an den inneren Ausbau ging, machte ich sogar eine Reise nach Berlin, um meine schönen, gut durchstudierten Zeichnungen für die Innenausstattung des Speisesaals und einiger anderer Zimmer vorzulegen. Sogar einige Proben der Vertäfelungen etc. waren von der ausführenden Firma Bembé, Mainz, zur Probe angefertigt worden.

Für alle diese Ausführungen sollte „echte“ Tiroler Gotik zur Anwendung kommen. Das beste, was ich auf diesem Gebiete an Werken aufreiben konnte, hatte ich mir beschafft. Als ich nun aber meine schönen Entwürfe, die Herrn von Schubert in Saarbrücken ausnehmend gut gefallen hatten, der Dame vorlegte, erklärte sie rund heraus, das wäre keine Tiroler Gotik, ich hätte ihre Wünsche ganz mißverstanden.

Da wußte ich nun zuerst nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich bat nun, sie möchte mir doch irgendwelche bestimmten Angaben machen, was sie eigentlich wünschte, und wo ich mir etwaige ausgeführte Sachen, die ihr gefallen hätten, ansehen könnte. Frau von Schubert konnte sich aber nicht mehr darauf entsinnen. Es kam nun noch der Direktor von Bembé hinzu, der mit Bestimmtheit erklärte, meine Entwürfe wären strenge Tiroler Gotik, und als dann Herr von Schubert auch sagte, daß, so weit seine Kenntnisse reichten, sich die Sache so verhielte, gab Frau von Schubert sich, wenn auch widerstrebend, damit zufrieden, und die Entwürfe wurden zur Ausführung genehmigt.

Von nun ab grollte mir aber Frau von Schubert, und ich hatte unendlich unter ihren kleinen Schikanen zu leiden.

Als die Sachen dann fertig und sehr schön ausgefallen waren und als auch das ganze Schloß zum Beziehen fertig war, schien Frau von Schubert ganz zufriedengestellt.

Als sie aber acht Tage in dem neuen schönen Heim wohnte, gingen kleine Ärgerlichkeiten von neuem los.

Mit Depeschen wurde ich dann öfter umgehend nach Grünhaus zitiert. Da ich bei meinen vielen anderen Arbeiten den Rufen wegen nichts beim besten Willen nicht immer Folge leisten konnte, fiel ich ganz in Ungnade. Aus politischen Gründen sollten bei allen Arbeiten nur ultramontane¹⁸⁾ Trierer Handwerker beschäftigt werden. Und hatte ich mit Saarbrücker Handwerkern oft noch meine liebe Not, so waren sie noch alle Gold gegen die Trierer. Sie waren gleichgültig und teilweise auch widerspenstig, und wenn ich sie mir nach Grünhaus bestellte, kamen sie meistens unter allerlei Ausflüchten nicht. Wenn sie aber wußten, daß Frau von Schubert in Grünhaus war, kamen sie schon gar nicht.

Ich aber hatte dann alles auszubaden.

Einmal wurde ich telegrafisch nach Grünhaus berufen, weil Frau von Schubert den roten Sandstein im Treppenhaus mit Öl hatte streichen lassen und nun über den Erfolg entsetzt war. Trotz des Aufgebots verschiedener Chemiker gelang es mir nicht, den Schaden wieder ganz zu heilen. Da hatte ich wieder Schuld. Und so ging es weiter. Es war schließlich nicht mehr zum Aushalten. Und als dann noch einige weitere Räume ausgebaut werden sollten, bat ich Herrn von Schubert, im beiderseitigen Interesse auf meine weiteren Dienste verzichten zu wollen.

Nach einer längeren, durchaus freundschaftlichen Aussprache pflichtete er meinen Gründen bei. Ich erledigte nun noch alles, was zu erledigen war, aber mit Herrn von Schubert allein und in vollem Frieden. Frau von Schubert sah ich nicht mehr.

Erleichtert konnte ich nun wohl aufatmen, aber die Folgen, die dieser Ausgang für mich haben würde, hatte ich mir in meiner damaligen Aufregung doch nicht überlegt, sonst hätte ich doch vielleicht noch mehr des Bösen auf mich genommen:

Frau von Stumm, die Mutter von Frau von Schubert, für die ich das Augusta-Viktoria-Haus in Brebach umbaute und auch in Neunkirchen für das Waisenhaus einiges erledigte, wurde plötzlich sehr kühl. Für weitere Arbeiten auf dem Halberg wurde ich nicht mehr in Anspruch genommen.

Dann kam von Neunkirchen das Ersuchen, meine Rechnung für die Krankenhausprojekte einzureichen, die Leitung der Bauten sollte durch den Hüttenbaumeister erfolgen. Weitere von Neunkirchen in Aussicht stehende Aufträge blieben aus. Die Halbergerhütte erhielt ebenfalls den Befehl, mir keine weiteren Aufträge zu erteilen, zum großen Bedauern des von der Familie von Stumm ebenfalls recht an die Wand gedrückten Geheimen Kommerzienrats Rud. Böcking, mit dem ich mich immer sehr gut gestanden hatte.

Kurz, das Jahr war noch nicht zu Ende, da merkte ich, daß der Halberg eine allgemeine Parole gegen mich ausgegeben hatte, so weit sein erheblicher Einfluß reichte. — Ich aber war bedauerlicherweise um einen Teil meiner besten Kundschaft gekommen. Vorläufig merkte ich es ja nicht, da ich noch dabei war, die Ernte der letzten drei guten Jahre einzubringen. Am 30. September 1905 wurde das neue große Krankenhaus seiner Bestimmung durch einen Festakt übergeben, an dem auch der damalige Oberpräsident der

Rheinprovinz, Freiherr von Schorlemer-Lieser, teilnahm, der mir den Kronorden IV. Klasse überreichte.

Trotz der Vollendung des Hauptbaues wurde aber noch an einem Isolierhaus und an einem Wohnhaus für den leitenden Arzt weitergearbeitet.

Auch mein eigenes Haus in der Winterbergstraße ging der Vollendung entgegen. Es war aber ein Fehler von mir gewesen, dieses Haus in einer so arbeitsreichen Zeit ausführen zu lassen. Denn die anderen Bauausführungen gingen ihm natürlich vor, so daß für es nicht die nötige Muße und Liebe übrigblieb.

Im Laufe des Sommers hatte ich noch einen großen geschäftlichen Ärger zu verzeichnen gehabt: Mein gut eingearbeiteter Geschäftsführer Lehrfeld brannte unter Zurücklassung seiner Frau mit einer alten Liebe plötzlich durch und ließ mich auf aller Arbeit einfach sitzen. Ich habe auch nie mehr etwas von ihm gehört.

In jener Zeit schon faßte ich den Plan, meinen jetzigen Bürovorsteher Rosprich, der schon ca. 3 Jahre bei mir tätig war, und jetzt die Krankenhausbauten leitete, mir für diesen Posten heranzuziehen.

Im Frühjahr machten wir wieder einen Besuch in Erfurt. Ich hatte gleichzeitig in Berlin bei Exzellenz von Schubert und Exzellenz Freiherr Ferd. von Stumm zu tun. Auf der Rückreise von Erfurt sah ich mir noch die Universitätsklinik in Marburg an.

Im Sommer war mein Bruder Paul ¹⁹⁾ bei uns zu Besuch.

Am 25. September wurde Hako geboren, genau 100 Jahre später als mein Großvater aus Tannenwalde. Der Junge gedieh auch wieder zu unserer Freude. Nun hatten wir wieder wie früher zwei Jungen, hätten nun aber auch noch gerne die beiden anderen lieben Kerle dabei gehabt, die uns durch den Tod geraubt waren.

Von Oktober ab ging das Jahr nun etwas ruhiger zu Ende. Das Geschäftshaus L. Sander und die Burbacher Projekte beschäftigten mein etwas verkleinertes Büro noch reichlich, aber es blieb mir nun doch noch etwas Zeit, mich dem inneren Ausbau unseres neuen Heims zu widmen. Es ging allmählich auch seiner Vollendung entgegen.

So nahte dann auch das Ende des für mich so bewegten Jahres 1905.

Es hatte mir sehr viel Gutes, aber auch des Üblen ein gerüttelt Maß voll gebracht. Aber letzteres konnte damals meinen Optimismus, mit dem ich noch immer in die Welt sah, keinen wesentlichen Abbruch tun.

Die Entwicklung meiner Winterbergbebauungspläne stand in voller Blüte, und wenn mir einmal, besonders nach den Grünhauser Erfahrungen, leichte Sorgen für die Zukunft aufsteigen wollten, so bannte ich sie mit meiner Hoffnung auf diese ersten Projekte. In diesen steckte eine Unsumme rein persönlicher Arbeit von mir, deren Früchte ich nun mehr und mehr zu ernten hoffte. Mit einer gewissen Wehmut erfüllte mich allerdings das baldige Scheiden aus meinem ersten Eigentum auf dem Schloßplatz, in dem ich soviel Schönes und Gutes, aber auch Böses erfahren habe. Daß wir es aufgaben, aber hatte nicht zum wenigsten auch seinen Grund in der Besorgnis um unsere Jungen, die nun hinfort in der reinen Winterbergluft gesund heranwachsen sollten.

3. Vom 20. Dezember 1905 bis November 1908

Mitte Dezember begann der Umzug aus dem Hause Schloßplatz Nr. 9 nach dem neuen Hause Winterbergstraße Nr. 12 zunächst mit dem Büro.

Am 19. und 20. Dezember ging es dann auch mit unserer Wohnungseinrichtung hinüber.

Als es am letzten Tage zu dunkeln begann, fuhren meine Frau und ich mit dem kleinen Hako und Ulli nach dem neuen Heim.

Es war dabei mein Plan, daß dieses Haus die Meinigen und mich dauernd beherbergen sollte, und ich hätte nie gedacht, daß wir es schon nach nicht ganz 7 Jahren wieder verlassen würden.

Das Haus war größer ausgefallen, als ich es mir ursprünglich gedacht hatte, und leider auch teurer. Die Baukosten beanspruchten restlos die guten Einnahmen der guten Jahre. Wären letztere nur noch eine Zeitlang so geblieben, dann hätte das ja nichts gemacht, aber die Zeiten wurden nun langsam schlechter. Und das hatte ich bei meinen Berechnungen nicht genügend berücksichtigt. Von meiner guten Kundschaft hatte ich, wie schon erwähnt, die Neunkircher- und die Halbergerhütte verloren.

Von der Völklinger Hütte waren in den letzten beiden Jahren die sonst ziemlich regelmäßigen Aufträge auch schon ausgeblieben, weil die Hütte sich einen eigenen Baumeister angestellt hatte. Bei der Fülle meiner Arbeiten hatte ich diesem Umstande aber noch keine besondere Bedeutung beigemessen.

Auch die Konkurrenz war mit den Jahren außerordentlich gewachsen. Zu den Kollegen Brugger, Güth, Wiesert und Witschel, die schon vor mir in St. Johann und Saarbrücken waren, kamen hinzu Hektor, Schmoll, Noll, Deesz und Gombert. So war die Arbeit natürlich nicht gewachsen, daß sie so viele Architekten wirklich ausreichend beschäftigen konnte.

Brugger, Güth und Witschel hatten schon vor meiner Zeit sehr gute Jahre gehabt und hatten bisher auch in St. Johann recht viel zu tun, während ich Saarbrücken und die Umgebung fast ganz beherrschte.

Hier möchte ich noch folgendes nachholen:

Im Jahre 1903 hatten sich die Architekten-Vereine von Köln und Hannover zur Gründung einer ganz Deutschland umfassen sollenden Architekten-Vereinigung zusammengetan. Auf einer allgemeinen Architekten-Versammlung in Kassel erfolgte alsdann im Herbst 1903 die Gründung des „Bundes deutscher Architekten“, des sog. „B.D.A.“. Die Zweckmäßigkeit dieser neuen Gründung leuchtete mir ein, und so entschloß ich mich, die Initiative zur Schaffung einer Ortsgruppe Saarbrücken des B.D.A. zu ergreifen. Hierzu lud ich zuerst die Kollegen Wiesert, Brugger, Güth und Schmoll ein. Nach mehreren Zusammenkünften im Laufe des Jahres 1904 zogen wir zu diesem engeren Kreise noch die Kollegen Hektor, Witschel, Deesz, Noll und Gombert zu. Damit waren wir zehn und konnten eine selbständige Ortsgruppe gründen. Unsere erste Tätigkeit war auf meinen Vorschlag der Druck gemeinschaftlicher Formulare für Kostenvoranschläge, Preisverzeichnisse, Bedingungen und dergl.

Als Vertreter unserer Ortsgruppe besuchte ich später mehrere Bundesversammlungen in Kassel, Hannover, Köln und Weimar.

In das Jahr 1906 hatte ich aus dem vergangenen Jahr noch eine große Anzahl von Arbeiten hinübergenommen, die nach und nach fertig wurden. Dazu gehörte das Geschäftshaus Sander in der Eisenbahnstraße, das Ge-

schäftshaus Pabst in der Hohenzollernstraße, der Umbau des von Voss'schen sogen. Schlößchens (Villa Clara) usw.

Ein sehr großes Feld der Tätigkeit schien sich mir in Burbach dadurch zu eröffnen, daß mein Freund Raabe nunmehr viele seiner Lieblingsprojekte vom Aufsichtsrat der Burbacher Hütte bewilligt erhalten hatte. Es handelte sich um ein Wöchnerinnenheim, ein Waisen- und Altershaus, zahlreiche Beamten- und Arbeiterhäuser und ein Wohnhaus für Herrn Raabe selbst. Die Hütte hatte ferner ein sehr großes neues Bauterrain erworben, für das ich nun einen umfassenden einheitlichen Bebauungsplan aufstellte.

Einige Bauplätze verkaufte die Hütte aber auch an Private, und für diese war mir die Zusicherung gemacht worden, daß sie nur unter der Bedingung verkauft wurden, daß mir die Plananfertigung für die Bebauung vorbehalten bliebe. Die Aussicht auf eine lohnende Beschäftigung, auf lange Jahre hinaus, lag bestimmt vor mir, und ich hatte schon mit Raabe die Verabredung getroffen, im Jahre 1907 in Burbach ein Zweigbüro zu errichten und Rosprich dorthin zu setzen, nachdem alle Bauten für das große Krankenhaus erledigt wären.

Es schien so, als ob mir wieder reicher Ersatz für den Verlust der Neunkircher und der Brebacher Kundschaft geworden wäre.

Die großen Burbacher Projekte wurden nun fleißig bearbeitet, vier Privathäuser in Burbach gebaut, und Ende des Jahres kam noch das Projekt für ein großes Haus für Dr. Poller in Saarlouis hinzu.

Voller Hoffnung auf eine weitere gute Zukunft konnte ich also das erste Jahr im neuen Heim beschließen.

Im Mai hatte uns die Feier der Hochzeit meiner Schwägerin Grete mit Dr. Felix Glatzer wieder einmal nach Erfurt geführt.

Die Hochzeit nahm einen sehr schönen und vergnügten Verlauf, und wir wollten nach ihr noch einige Tage bei den Schwiegereltern zubringen.

Da traf am Tage nach der Hochzeit eine Depesche von Tante Cila Hotop, die die Versorgung unserer Jungen übernommen hatte, ein, daß Ulli an Scharlach erkrankt sei. Da setzten wir uns sofort auf die Bahn und fuhren nach Hause. Unterwegs waren wir natürlich in schwerer Sorge.

Glücklicherweise verlief die Krankheit normal und ohne Folgen, auch der kleine Hako blieb von ihr verschont.

Im Sommer unternahmen wir in diesem Jahre nichts, sondern genossen unseren neuen Garten, der sich unmittelbar an den Wald anschloß.

Das Weihnachtsfest feierten wir in unserem schönen großen Saal, der sich wundervoll hierfür eignete. Auch in das neue Jahr kamen wir alle gesund hinüber.

Veränderung in Burbach

Mit recht guten geschäftlichen Aussichten hatte das Jahr 1907 begonnen. Da trat ein Ereignis ein, das mir wieder einen ganz außerordentlich empfindlichen Schlag versetzte. Am 27. Januar starb nach dreiwöchigem Kranksein an Lungenentzündung mein Freund und Gönner, Direktor Raabe von der Burbacherhütte, deren Seele er gewesen war.

Generaldirektor Weißdorff teilte mir bald darauf mit, daß nunmehr alles Geplante nicht zur Ausführung kommen sollte, nur das bereits in den Fundamenten fertige Wöchnerinnenheim würde noch fertiggebaut.

Meine Hoffnung, daß es sich nur um einen Aufschub handeln würde, wurde bald zunichte, als Herr Raabe in der Person eines Dr. Wagner einen Nachfolger erhielt. Dieser war der Sohn eines in Burbach wohnenden pensionierten Bergmanns. Er war zunächst in Wehrden Volksschullehrer gewesen, hatte, da er ein sehr fähiger Kopf war, sein Doktorexamen gemacht und war dann auf die Thyssen'schen Werke gekommen. Von dort erhielt der sehr rührige und ehrgeizige junge Mann den schwierigen Posten auf der Burbacherhütte, dem er in keiner Weise gewachsen war, obgleich er eigentlich in drei Teile geteilt war. Das erste Bestreben Dr. Wagners war zunächst, alles zu beseitigen, was an seinen Vorgänger erinnerte.

Kaum ein halbes Jahr nach seinem Eintritt brach auf der Burbacherhütte ein großer Streik aus, an dem er nicht ohne Schuld war. Jedenfalls war man allgemein der Ansicht, daß es nie zu dem Streik gekommen wäre, wenn Raabe noch am Leben gewesen wäre.

Nach dem Streik war es endgültig mit aller Aussicht auf die Ausführung der von mir projektierten Bauten vorbei. Wohl oder übel mußte ich die Rechnungen dafür einreichen.

Da stellte sich Generaldirektor Weißdorff, von Dr. Wagner dazu angestiftet, auf den merkwürdigen Standpunkt, daß für nicht ausgeführte Projekte auch kein Honorar zu zahlen sei. Nach vielen langwierigen Verhandlungen gelang es mir dann endlich, wenigstens einen Teil meiner Forderungen durchzudrücken; ich hatte aber immerhin wieder einen Verlust von 2—3 000,00 Mark. Aber sollte ich mit der so kapitalkräftigen Hütte einen jahrelangen Prozeß anfangen und mir alle Aussichten für die Zukunft abschneiden? Die Erfahrungen mit Neunkirchen stimmten mich zur Nachgiebigkeit, und als wir handelseinig waren, wurde man äußerlich anscheinend auch wieder sehr entgegenkommend gegen mich.

In verschiedenen Angelegenheiten wurde mein Rat eingeholt, und schon glaubte ich, daß sich neue geschäftliche Beziehungen anbahnen würden, da erfuhr ich zu meiner Bestürzung, daß die Hütte sich einen eigenen Architekten engagiert hätte.

Nun war also auch diese jahrelange gute Kundschaft endgültig für mich verloren.

Zum ersten Male zogen jetzt dunkle Wolken der Sorge an meinem Lebenshorizonte auf. Mein bisher ungetrübter geschäftlicher Optimismus und meine Zuversicht begannen ins Wanken zu kommen.

Vier Faktoren, auf die ich meine Zukunftspläne und meine ganzen Berechnungen baute, etwa im Alter von 50 Jahren finanziell ganz auf eigenen Füßen stehen zu können, waren in einem kurzen Zeitraum jäh zusammengebrochen. Das Feld meiner weiteren Betätigung war sehr viel kleiner geworden. Den Mut freilich verlor ich trotz allem nicht. Meine Beschäftigung war ja noch immer eine befriedigende, und mehr als je widmete ich mich nun der Erschließung des von Voss'schen Geländes. Im übrigen hieß es, mit neuer vermehrter Kraft den Lebenskampf aufzunehmen.

Das Haus Dr. Poller wurde in diesem Jahre im Rohbau fertig; für Idar gab es nach kurzer Unterbrechung auch wieder Arbeit: das Volksschulgebäude und das Realschulgebäude sollten vergrößert werden. Auch für einen Bismarckturm mußte ich ein Projekt anfertigen. Im Hochsommer kam dann noch ein schönes Projekt für eine reich auszustattende Villa für Herrn August Theodor Simon aus Kirn in Kreuznach hinzu. Zur Verhandlung über dieses Projekt mußte ich wieder recht viel unterwegs sein.

In Saarbrücken wurde inzwischen das Anwesen H. Hafner an der Winterbergstraße und ein Haus für Schreinermeister Bauer in der Talstraße gebaut. Ferner wurde mit der Anlage der Petersbergstraße begonnen. Im großen und ganzen konnte ich jedenfalls mit meiner geschäftlichen Tätigkeit auch im Jahre 1907 zufrieden sein. Freilich waren die vorliegenden Arbeiten gerade für die beiden reichen Villen sehr interessant, aber nicht im gleichen Maße einträglich.

Erste Ansätze zur Städtevereinigung

Für die Entwicklung der Zukunft Saarbrückens war das Jahr 1907 von großer Bedeutung. Den Aufschwung, den die Saarstädte von 1893—1906 genommen hatten, schilderte ich ja schon mehrfach.

In den letzten Jahren schien es nun etwas zum Stillstand damit kommen zu wollen.

Die großen Hoffnungen, die wir auf eine baldige Erbauung des Saar-Mosel-Kanals gesetzt hatten, waren durch den unüberwindlichen Widerstand des Eisenbahnministers von Breitenbach zu Wasser geworden. Unermüdlich arbeitete allerdings Dr. A. Tille an dem Projekt weiter. Die Großindustrie ließ ein vollständiges Projekt für den Kanal und für einen großen Umschlaghafen in Saarbrücken ausarbeiten. Sie wollte auch die ganzen Baukosten aufbringen. Aber alles war vergebens. Von der Regierung wurde teils eingewendet, die Eisenbahn würde durch den Kanalbetrieb zu sehr geschädigt, teils die rheinisch-westfälische Industrie würde durch den Kanal zugrunde gerichtet werden ²⁰⁾.

Nun waren die drei benachbarten Gemeinden im Laufe der Jahre so herangewachsen, daß verschiedene Einrichtungen wie Licht- und Wasserwerke, Schlachthäuser usw. nicht mehr ausreichten und umfangreiche Neubauten hüben und drüben in nächster Zeit erforderlich machten.

Aus sanitären Gründen war allen drei Städten von der Regierung die Einrichtung einer neuen Schwemmkanalisation zur Auflage gemacht worden. Nun wurde es St. Johann ohne das Zusammenarbeiten mit einer der anderen Städte infolge seiner Lage einfach unmöglich, auf eigenem Gebiet eine Kläranlage einzurichten. Die Verhandlungen gingen hin und her, führten aber zu keinem Erfolg. Da tauchte hier und da der Gedanke auf, alle diese Schwierigkeiten ließen sich vermeiden und aus der Welt schaffen, wenn die drei Städte sich vereinigen würden.

Von allen drei Stadtvertretungen wurde der Vereinigungsgedanke aber gleichmäßig entrüstet von der Hand gewiesen. Ich griff den Gedanken mit großem Eifer auf; ich weiß heute allerdings nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben, aus welchem Grunde. Oft sprach ich darüber mit Bürgermeister Feldmann. Dieser hatte zu seinem großen Schmerze sehen müssen, daß sich seine Hoffnungen, die er auf Saarbrücken gesetzt hatte, doch nicht so schnell erfüllten. Mit dem Herauskommen Saarbrückens aus dem Landkreis war es doch nicht so schnell gegangen, als es in den 90er Jahren den Anschein hatte.

Nun machte sich Feldmann allmählich auch mit dem Gedanken einer späteren Vereinigung von Saarbrücken und St. Johann vertraut. Von einer Vereinigung mit Malstatt-Burbach wollte er aber durchaus nichts wissen. Als Grund dafür führte er an, daß unvorherzusehende Umstände die Steuerkraft der Hütte so mindern könnten, daß das industrielle Malstatt-Burbach einst eine schwere Sorge für die beiden anderen Stadtteile werden könnte.

Daß er damit recht hatte, haben die beim Kriegsausbruch eintretenden Verhältnisse bewiesen. Damals wollte ich das freilich nicht glauben. Ich führte dagegen immer aus, man dürfte, wenn man schon zu einer Vereinigung schritte, kein Stückwerk machen und gleich eine ordentliche Großstadt statt zweier Mittelstädte zu schaffen. Herr von Voss stimmte meinen prinzipiellen Gründen, die ich für die Vereinigung anführte, wohl zu, er prophezeite aber für Saarbrücken große Steuerlasten, und dieses traf leider in hohem Grade ein.

Für den von Voss'schen Grundbesitz versprach ich mir insofern Vorteile, als ich nun auch auf Grundstückskäufer aus St. Johann rechnete, die mir bisher aus Lokalpatriotismus ferngeblieben waren.

Ich ahnte damals nicht, welche Schwierigkeiten mir die Großstadtverwaltung später bei meinen Straßenanlagen machen würde.

Es wurde wegen der Städtevereinigung lange Zeit viel hin und her gesprochen, aber zu einem greifbaren Resultat kam man nicht.

Da kam zu einer Vorstandssitzung des Kunstvereins Dr. Tille von einer Gesellschaft, als wir gerade Schluß gemacht hatten. Tille begann zu erzählen, und so blieben wir noch zusammen. Die Rede kam auch auf die Städtevereinigung, mit der es keinen rechten Anfang nehmen wollte, obgleich sie Dr. Tille von der Handelskammer aus und aus mehrfachen geschäftlichen Gründen lebhaft betrieb. Da machte ich den Vorschlag, man sollte einen Verein zur Vereinigung der Saarstädte gründen und durch diesen die weiteren Arbeiten betreiben lassen. Unser Vorstand des Kunstvereins setzte sich aus Einwohnern aller drei Städte zusammen, und auf meine Frage, ob meinem Vorschlage zugestimmt würde, erklärten sich sämtliche, außer mir!!, anwesenden Herren bereit, einem solchen Vereine beizutreten. Sofort setzte ich eine kleine Resolution auf, die von allen Anwesenden unterschrieben wurde. Wir verpflichteten uns ferner alle, in unseren Bekanntenkreisen für die Vereinigungs-idee wirken zu wollen.

So wurde in jener Nacht, die Urkunde darüber befindet sich in den Akten des Kunstvereins, der erste Grundstein zur Vereinigung der Saarstädte gelegt. Wir warben eifrig weitere Mitglieder, und Dr. Tille hatte inzwischen Herrn Fritz Rexroth für die Annahme des Amtes als Vorsitzender gewonnen. Zu Beginn des Herbstes konnte der Verein bereits in einer von ca. 70 Mitgliedern besuchten Versammlung öffentlich gegründet werden. Nun ging Tille mit seiner gewohnten Energie an die Arbeit. Freilich stieß er dabei sehr bald mit den beiden Bürgermeistern Dr. Neff und Feldmann hart persönlich aneinander. Mit Neff kam es bis zu einer gerichtlichen Verhandlung, mit Feldmann blieb es bei einem, allerdings recht unerquicklichen Zeitungskrieg.

Dr. Neff geriet in der Folge mit seiner Stadtverordnetenversammlung so aneinander, daß er zeitweilig sein Amt niederlegte.

Auch Feldmann verlor den Kopf. Auch ihm leistete sein sonst fügsamer Stadtrat nicht mehr die altgewohnte Gefolgschaft. Der Konflikt wurde so scharf, daß Feldmann nicht mehr weiter auf den Bürgermeisterposten in Saarbrücken reflektierte, als seine zweite zwölfjährige Amtsperiode ablief. Doch diese Vorgänge gehören der Stadtgeschichte an, und es erübrigt sich daher, sie hier noch näher zu erörtern.

Im August machten wir in diesem Jahre eine schöne Reise nach Italien. Wir fuhren über München nach Bozen und trafen dort meine Eltern und meine

Schwester Elise. Von Bozen ging es weiter nach Riva und von dort über den Gardasee und Desenzano nach Venedig.

Hier blieben wir ca. 5 Tage und fuhren dann nach Mailand weiter, wo gerade eine „Weltausstellung“ stattfand. Von Mailand ging es zurück über Lugano. Dort blieben wir wieder mehrere Tage, dann ging es über den Vierwaldstättersee nach Luzern.

Im ganzen waren wir froh, als wir Schweizer Boden betraten, obgleich die Italienreise natürlich sehr interessant war. Und wer weiß, ob man unter den augenblicklichen Verhältnissen Italien noch einmal wiedersehen wird ²¹⁾. In Luzern trennten wir uns von meinen Eltern.

Wir fuhren über Basel—Straßburg nach Hause, während sie noch einige Tage in der Schweiz blieben und uns dann in Saarbrücken besuchten.

Im Herbst hatten wir dann noch die Schwiegereltern zu Besuch. Es sollte das letzte Mal sein, daß meine Schwiegermutter bei uns war.

Zu Weihnachten konnten nun schon unsere beiden Jungen in unserem schönen Saal um den Weihnachtsbaum herumspringen.

Sylvester feierten wir bei Bayers. Ich mußte an diesem Tage noch nach Kirn hinausfahren, wo ich eine dringende Besprechung wegen des Kreuznacher Simon'schen Baues hatte.

In das Jahr 1908 ging ich wohl noch mit genügenden Arbeiten hinein, immerhin begann die Beschäftigung etwas nachzulassen.

In der Winterbergstraße wurde das Haus für Oberingenieur K. Schmidt fertig, und für Herrn Stössel wurde ein Projekt begonnen.

Die großen Bauten Simon-Kreuznach und Dr. Poller-Saarlouis wurden im August bzw. September fertiggestellt. Mit den Erdarbeiten für die Denkmalstraße wurde angefangen, und die Bebauung der Petersbergstraße wurde mit zwei Häusern von Karr und Lutzmann begonnen.

Fr. Kappel bebaute die Ecke Feldmann-Winterbergstraße mit einer 3-Häuser-Gruppe nach meinem Projekt; auch baute er zwei Doppelhäuser in der Feldmannstraße. Von dem von Voss'schen Gelände wurden größere Stücke an Karr und Kappel verkauft, sonst ging es mit dem Verkauf von Bauplätzen doch etwas langsam vorwärts.

Gegen Schluß des Jahres ließ die Beschäftigung noch etwas mehr nach, so daß ich nun das Fehlen meiner früheren großen Hüttenkundschaft schon recht zu merken begann.

Die Bürgerhalle

Im August begann ein großer durchgreifender Umbau der „Bürgerhalle“. Hierzu muß ich um einige Jahre noch einmal zurückgreifen:

Im Jahre 1904 war die „Bürgerhalle“, damals das „Café Schuhmann“, durch Kauf an den Tanzlehrer Jochum übergegangen. Dieser ließ sich von mir ein Umbauprojekt anfertigen und begann auch mit dem Umbau. Nachdem dieser schon erheblich vorgeschritten war und nun die Handwerker ihr Geld haben wollten, stellte es sich heraus, daß Jochum gänzlich mittellos war. Er war nur von Julius Köhl, dem früheren Besitzer des „alten Casinogartens“, vorgeschoben worden, der die Handwerker prellen und dann das Anwesen billig erwerben wollte, wenn es zur Zwangsversteigerung kam. Von diesem sauberen Plane erfuhr ich, und ich teilte ihn den betreffenden Handwerkern mit. Damit diese nun nicht alles, was sie schon an Arbeiten angefertigt hatten, verlieren sollten, taten wir uns zu einer Gesellschaft zur

Erwerbung des Anwesens zusammen. Für mich handelte es sich um einen Verlust von ca. 2 000,00 Mark, für die Handwerker um einen solchen von ca. 25 000,00 Mark. Wir waren nun in der Lage, Köhl bei der Versteigerung zu überbieten, und kamen für rd. 60 000,00 Mark in den Besitz des alten „Café Schuhmann“. Ich war damals recht froh, den Handwerkern und auch mir das Geld gerettet zu haben. Die wenigen noch rückständigen Arbeiten wurden fertiggemacht und das Lokal alsdann für 4 500,00 Mark an das Hofbräuhaus vermietet. Außerdem zogen wir für Wohnungen, Werkstätte und Eiskeller noch weitere 1 000,00 Mark Miete ein, so daß sich das Anwesen gut verzinste. Allmählich trat nun einer nach dem anderen der Handwerker an mich mit der Bitte heran, ihm seinen Anteil auszuzahlen, und das ging so lange weiter, bis der Fabrikant Carl Reuther sen. und ich die einzigen Besitzer waren.

Zu dieser Zeit trat das Hofbräuhaus an uns mit dem Anerbieten heran, uns das Anwesen für den Preis von 90 000,00 abzukaufen, und da wir dabei zusammen 5 000,00 Mark verdienen konnten, gingen wir darauf ein.

Da die Übernahme erst nach einem Jahre erfolgen sollte, wurde einstweilen bei dem Rechtsanwalt Justizrat Simon ein Vertrag gemacht.

Inzwischen wurde das Stille'sche Hofbräuhaus Aktiengesellschaft. Als nun der Verfalltag des Vertrages herankam, erklärte die neue Aktiengesellschaft plötzlich, daß sie nicht in den Vertrag einzutreten brauchte, da er nicht bei einem Notar gemacht wäre. Das war nun ein sehr übler Hereinfall. Reuther drohte, klagbar gegen Stille vorzugehen, mich überredete Justizrat Brügge- mann, diesen auch als Reserveoffizier nicht in Verlegenheit zu bringen, da er auch von der Aktiengesellschaft im Stich gelassen sei usw. usw.

Kurz, die Sache kam so, daß C. Reuther mit Hofbräuhausaktien abgefunden wurde und das Hofbräuhaus an seine Stelle trat, während ich meinen Anteil an der „Bürgerhalle“ behielt. Das war mein Verderben, und ich würde heute meinen Anteil von damals ca. 10 000,00 Mark besser dem Hofbräuhaus geschenkt haben, nur um von dem unglücklichen Besitz loszukommen, der später Jahre hindurch die Quelle steter Opfer und Sorgen für mich wurde. Damals söhnte ich mich aber mit der Sache wieder aus, indem ich annahm, es würden sowohl durch die Städtevereinigung als durch die Bebauung des Korn'schen und des Rosenkränzer'schen Geländes gute Zeiten für die „Bürgerhalle“ kommen.

Durch diese Erwägungen ließ ich mich zu einem nochmaligen großen Umbau der „Bürgerhalle“ im Jahre 1908 bewegen und steckte in diesen sehr viel Geld, das sich leider nicht verzinsen sollte.

Zuerst freilich sah es recht gut aus. Es gelang uns, das Lokal sofort nach dem Umbau für 10 000,00 Mark Jahrespacht zu vermieten. Diese erhielten wir aber nur ½ Jahr; dann war es vorbei, und mit aller Mühe und Experimenten gelang es uns nicht, die Bürgerhalle wieder hochzubringen. Es war jedenfalls der schwerste geschäftliche Mißgriff, den ich in meinem Leben gemacht hatte, und unter dessen Folgen ich noch gegenwärtig schwer zu leiden habe. Manche unruhige Nacht hat er mir verursacht, und immer wieder machte ich mir bittere Vorwürfe, seinerzeit aus reiner Gutmütigkeit auf die so üble Sache hereingefallen zu sein. Aber es hilft nun kein Klagen, es muß eben auch, so gut es geht, durchgehalten werden, und es besteht ja augenblicklich gerade ein Schimmer von Hoffnung, daß sich das Unternehmen wieder etwas besser verzinsen dürfte.

Doch nun bin ich der Zeit schon wieder etwas vorausgeeilt.

ANMERKUNGEN

Bearbeitet von Stefan Weszkalnys, Saarbrücken, Lessingstraße 3

- 1) Es handelt sich um einen ersten Band der Lebenserinnerungen, gegliedert in Teil I — Kindheit und Schuljahre in Insterburg, Ostpreußen — und Teil II — Ausbildung in Tilsit, Köln, Berlin und Militärdienst beim I. Bat. des Inf.-Reg. von Boyen (5. Ostpreußisches) Nr. 41 in Insterburg. Die Manuskripte von Teil I—III sind im Besitz des Bearbeiters, ebenso umfangreiche Kriegstagebücher 1914—1918. An der geschlossenen Niederschrift der Lebenserinnerungen aus den späteren Jahren wurde H. W. durch die Evakuierung 1944, die folgenden Kriegsereignisse und hohes Alter gehindert. Die Bruchstücke beschränken sich auf die Darstellung einzelner Persönlichkeiten oder herausragender Ereignisse. H. W. starb am 13. März 1946 in Rosenthal, Kreis Pirna in Sachsen.
- 2) Bis dahin ausgeübte Tätigkeit: vom 1. 8. 1892 bis 31. 3. 1893 Architekt beim Garnison-Bauamt in Hagenau i. Elsaß, vom 1. 7. 1893 bis 30. 6. 1894 bauleitender Architekt der Luisenthaler Brücke beim Landkreis Saarbrücken.
- 3) Ulrich W. 1903—1941, Hako W. 1905—1943, Hans W. 1912—1968. Zwei Söhne, Gero und Bodo, starben schon im Kindesalter.
- 4) Hofgut seines Onkels Rittmeister d. R. Albert W. etwa 35 km von Gumbinnen, nahe der deutsch-russischen (litauischen) Grenze.
- 5) am Ludwigsplatz.
- 6) Johann-Julius W. 1832—1867, Präzeptor und Kantor in Heinrichswalde, Tilsiter Niederung.
- 7) früher auch Kaiser-Wilhelm-Brücke, jetzt Malstatter-Brücke.
- 8) heute Landwehrplatz.
- 9) westlich des Ludwigsplatzes.
- 10) Die Bürgerhalle fiel den Bomben zum Opfer, heute steht dort — zwischen Schloßkirche und Altneugasse — ein Altersheim.
- 11) Speisegaststätte in der St. Johanner Bahnhofstraße. Damaliger Inhaber war der Steinbruchbesitzer und Stadtverordnete Brill. Die „Mittagsgenossen“ waren Lehrer der Oberrealschule.
- 12) Herr Hotop war beim Landratsamt Saarbrücken als Kreisbaumeister beschäftigt und hat den Entschluß von H. W., sich hier niederzulassen, maßgeblich beeinflusst.
- 13) Platz der heutigen Wilhelm-Heinrich-Brücke.
- 14) Gemeint ist neben anderen das Haus des ehemals fürstlichen Präsidenten von Günderode, später bewohnt von dem allseits gehaßten Präsidenten von Hammerer. Die verkehrstechnischen Probleme dieses Stadtbereichs wurden endgültig aber erst durch die Kriegszerstörungen und den Neubau der Stadtautobahn sowie der Hochwasserumfahrt gelöst.
- 15) Der „Pfortchen Weg“ lag zwischen Hintergasse und Trillerweg
- 16) Der recht bescheidene Park am Deutschmühlenweiher wurde ab 1960 neugestaltet etwa im Sinne dieser frühen, phantasievollen Pläne. Heute gibt es für die Zwecke der Saarmesse auch den damals angestrebten Ausstellungsbahnhof.
- 17) Das Saar-Museum ist also der fast gänzlich in Vergessenheit geratene Vorläufer unseres auch heute noch immer viel zu beengt untergebrachten Saarland-Museums.
- 18) „Ultramontan“ bedeutete soviel wie katholisch, romgesinnt oder Mitglied der Zentrums-partei.
- 19) Fregattenkapitän Paul Hundertmark.
- 20) Erst seit 1970 werden kleine Abschnitte dieses hundertjährigen Kanalprojekts ausgeführt, einerseits als Hochwasserschutz der Stadt Saarbrücken, andererseits aus vordergründigen politischen Motiven.
- 21) Im Weltkrieg I kämpfte Italien mit England, Frankreich und Rußland gegen die „Mittelmächte“ Deutschland und Österreich-Ungarn.

Als ergänzende Literatur wird empfohlen:

- 1) Albert Ruppertsberg, Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken, III. Teil 2. Band von 1914, Seiten 97—145, 221—271.
- 2) Fritz Kloevekorn, Saarbrückens Vergangenheit im Bilde, 1933, Seiten 33—39, ebenso 213—301.
- 3) Günter Frey, Geliebtes altes Saarbrücken, 1957.

ERINNERUNGEN AN SAARBRÜCKEN WÄHREND DES ZWEITEN
WELTKRIEGES (1939—1945) (III)

Herbst 1944. Immer flehender wird das Bitten, das den Himmel anruft, doch diesem grausamen Ringen ein Ende zu bereiten und wieder Jahre der Ruhe und des Friedens kommen zu lassen.

Noch aber ist der Krug des Leidens und des Grauens, des Elends und des Hungers nicht ausgetrunken. Der Dornenweg, den die Stadt im sonnigen September des Jahres 1939 betreten mußte, ist noch nicht zu Ende, noch sind nicht alle Meilensteine des Krieges erreicht.

Noch immer fallen Bomben auf Saarbrücken!

Der 2. Oktober sieht erneut einen Angriff auf die Stadt, der 16 Menschen, 14 Frauen und zwei Männern, das Leben kostet.

(15)

Eine unheimliche Stille herrschte in den nächsten beiden Nächten, und mit gedämpften Hoffnungen glaubte man schon das Schlimmste überstanden zu haben, als in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober gegen 20.45 Uhr die Sirenen wieder ihr nervenmarterndes Heulen über die Dächer sandten. Die Flucht in Bunker und Stollen vollzieht sich in längst gewohntem Rhythmus. Alte Männer schimpfen, und schlaftrunkende Kinder werden weinend von ihren ängstlichen Müttern zur Eile angehalten.

Bevor der Strom der Schutzsuchenden die Felsenkeller, Bunker und Stollen erreicht haben, stehen schon einige „Christbäume“ — wie man die Leuchtfallschirme der Bomberverbände im Volksmund nennt — am nächtlichen Himmel und schweben in der Gegend des Güterbahnhofes langsam zur Erde. Einige Detonationen erfüllen die Luft und lassen die Menschen verstummen. Sporadisch folgen einzelne Einschläge, und die Leidgeprüften stellen sich die stumme Frage: „Welcher Stadtteil wird wohl heute wieder an der Reihe sein?“

Noch konnte niemand ahnen, daß in dieser Nacht den Stadtteilen Malstatt-Burbach und St. Johann ein schreckliches Inferno an Zerstörungen und Blut- zoll bevorsteht.

Aber zunächst fallen keine weiteren Bomben mehr. Die Flak hat aufgehört zu schießen, und das Motorengeräusch der Bomberpuls verebbt langsam. Es setzt eine angespannte Ruhe und Stille ein.

Schwerer Angriff auf Malstatt-Burbach!

Die ersten Stimmen werden laut. Nach dem lähmenden Schweigen der vergangenen Augenblicke klingen sie rau und kehlig. Der Bunkerwart öffnet zaghaft die schwere, stählerne Tür und wagt den ersten Schritt nach draußen. Alles ist ruhig. Andere Männer gesellen sich zu ihm, um bei einer Zigarette die Entwarnung, das Ende der nächtlichen „Vorstellung“, abzuwarten.

Diese Zigarettenpausen gehören schon lange zu dem festen Bestandteil der unzähligen Bunker- und Stollenbesuche. Sie sind ein Lagebarometer für die, die im Innern der Schutzräume sich die Zeit mit einem alltäglichen Schwatz vertreiben. Solange nämlich die Raucher draußen ihre Zigaretten und Tabakpfeifen aufglühen lassen und die frische Nachtluft mit blauem Dunst verderben, ist die Luft sauber, brummen keine Feindmaschinen über dem Stadtgebiet, ist also auch nicht mit dem Abwurf von Bomben zu rechnen. Erst wenn sie wieder hereingeströmt kommen, weiß man, daß sich etwas tut.

Abb. 3 u. 4

Darauf warten die Bunkerinsassen heute in dieser „Sitzung“ allerdings vergebens. Sie atmen schon befreit auf, und die meisten sagen sich: „Na, da sind wir ja diesmal wieder davongekommen“. Die paar Bomben werden keinen allzu großen Schaden angerichtet haben. Hoffentlich blasen sie bald den Angriff ab!

Und wirklich, die Sirenen entwarnen, rufen zum Heimweg in die Betten. Vollzieht sich der Gang in die Luftschutzräume in der größten Eile, so herrscht bei der Rückkehr in die Wohnungen gewöhnlich ein gemächliches Tempo vor. Trotz der Müdigkeit will man diesen „Feierabend“ der Luftgefahr genießen.

Dieser Brauch wird Minuten später ungezählten Saarbrückern das Leben retten.

Noch haben sich nämlich die Schutzräume nicht ganz geleert, noch ist der Großteil der Menschen auf den Straßen, und nur wenige haben bereits ihre Wohnungen erreicht, als das gräßliche Aufheulen der Sirenen erneute Gefahr ankündigt.

Also Kehrtwendung und Eilmarsch. Zurück in die dunstige, dicke Luft der Bunker, zurück in die Sicherheit.

Während die Leute noch in die Unterkünfte hasten und die letzten Töne der Sirenen, die sich wie ein Aufseufzen anhören, gerade verklingen, „brummt es“ schon im nachtdunklen Himmel über Saarbrücken. In dieser Stärke war das Motorengeräusch noch nie zu vernehmen. Es müssen sich ungewöhnlich zahlreiche Flugzeuge über der Stadt befinden. Die Leute fangen an zu rennen. Da schweben schon die „Christbäume“ im Dunkel der Nacht. In das Gedröhne der Motoren mischt sich urplötzlich ein hundertfaches, schrilles Pfeifen, ein Poltern und Gurgeln, ein Sausen und Brausen und angstvolles Aufschreien der noch im Freien um ihr Leben rennenden Menschen. Blitze durchschneiden das tiefe Dunkel der Nacht und das Krachen nicht zu zählender Explosionen lassen die Stadt in ihren Grundfesten wanken. Ein Beben rast durch die Erde und läßt die Hügel und Berge um Saarbrücken sich aufbäumen.

Luftstöße reißen und rütteln mit Urgewalt, Häuser zum Einsturz bringend und ganze Dachstühle mit sich forttragend. Splitternd, berstend und krachend bahnen sie ihren Vernichtungsweg durch die Straßen. Sie peitschen über alles hinweg, was sich ihnen entgegenstellt. Erde, Steine, Holz und Eisen vermählen sich mit der brodelnden, kochenden, amoklaufenden Luft und fallen donnernd, alles zermalmend über die Werke menschlichen Geistes und Fleißes her. Staub und Dreck wirbeln hoch und vereinigen sich zu einer dichten, alles einhüllenden Wolke.

Der Rhythmus der einschlagenden, aufbrüllenden Bomben läßt die Menschen in ihren Höhlen und Unterständen wissen, was mit ihrer geliebten Stadt geschieht.

Eiserne Luftschutztüren, auf deren Stärke und Haltbarkeit man besonderen Wert gelegt hatte, biegen sich wie dünnes Blech und werden aus dem Mauerwerk gerissen.

Für kurze Augenblicke unterbrechen die infernalischen, entfesselten Gewalten ihr entsetzliches Tun.

Neue Bomberwellen fliegen an.

Und wieder windet sich die Erde wie von Krämpfen geschüttelt, geht ein Beben und Bersten, ein Aufbäumen und Zusammenbrechen durch die Straßen.

Brand- und Sprengbomben prasseln auf Saarbrücken herab wie der Monsunregen auf die Hütten der Urwaldneger.

Das Stromnetz wird zerrissen, und wie von Geisterhand hinweggewischt, wie von einem Riesen ausgepustet, erlischt die Beleuchtung in den Bunkern und Kellern der Stadt.

Die Menschen erstarren, Schrecken und Angst lähmen ihre Glieder und lassen die Stimmen versagen.

Und auch die, die in den sicheren Bergstollen und großen Bunkern weilen, glauben ihr Ende gekommen.

Fürchterliche, nicht zu beschreibende Minuten machen aber diejenigen Einwohner der Stadt durch, die von dem Angriff überrascht wurden und in ihren eigenen Hauskellern das Gewitter überstehen müssen.

Die Luftstöße schneiden ihnen den Atem ab, und der durch alle Ritzen und Fugen eindringende Staub läßt sie fast ersticken.

Beißende Rauchschwaden, einstürzende Kellerdecken und das ausfallende Licht lassen diese Menschen Grauenhaftes erleben. Sie kämpfen und wühlen sich in den Keller des Nachbarhauses durch, und auch hier können sie nicht lange bleiben. Weiter, sie müssen weiter, wenn sie nicht verbrennen oder lebendig begraben sein wollen.

Dem Wahnsinn nahe halten sie aus oder sie — sterben.

Bomberwelle auf Bomberwelle braust über Saarbrücken und entledigt sich ihrer tödlichen Last, — ein modernes Sodom und Gomorra!

Tausende Brandherde in der Stadt jagen Funken zum Himmel empor, Brandfahnen, die in vielen Farben leuchten und mit denen der Wind knallend seine Spiele treibt.

Es brennen auch die Kirchen der Stadt. Ihre Türme ragen wie riesige Finger aus den Feuerzungen heraus. Soweit sie schiefergedeckt sind, züngeln bald tausende von kleinen Flämmchen um sie herum und lassen sie rotglühend durch die Nacht und den Qualm leuchten.

Aus dem Turm der Ludwigskirche schießt eine Stichflamme heraus, die die Krone des Brandes bildet, der tief unten in dem alten und ehrwürdigen Gebäude sein Werk der Zerstörung begonnen hat.

Die Silhouette des Schloßkirchturmes schwebt wie eine riesige Leuchtkugel, die ihre Farbe vom kräftigen Rot bis zum grellen Feuerweiß wechselt, über der Stadt.

Feuer erzeugt Sturm, und dieser ist es schließlich, der die einzelnen Flammensäulen miteinander verbindet und dadurch die Flächenbrände entstehen läßt, die eine verheerende Wirkung auslösen.

Angesichts der durch Spreng- und Brandbomben entfesselten Gewalten nehmen sich die zur Verfügung stehenden technischen Hilfs- und Abwehrmittel aus wie Sandkörnchen gegen die Burg eines Riesen.

Diese Erkenntnis erfüllt in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1944 nicht nur die Bewohner Saarbrückens, sondern in viel größerem Maße noch die Organe des Luftschutzes, der Polizei und der Feuerwehr.

Rauchgeschwärtzt, mit versengten Haaren, zerrissenen und verdreckten Kleidern treffen nach und nach diejenigen in den überfüllten Bunkern und Stollen ein, die von dem Angriff überrascht worden waren. Irgendwo waren sie untergekrochen, in einem Keller oder unter einem Brückenbogen, und hatten das Inferno aus nächster Nähe erleben müssen. Mit ihnen kommt auch die erste Kunde vom Schicksal der Stadt in die Gänge und Kammern

der Bunker. Und von Mund zu Mund fliegen die Worte durch die drückende und sauerstofferschöpfte Dunkelheit:

„Ganz Saarbrücken brennt!“

Drei Worte nur, aber drei fürchterliche Worte. Sie fallen über die verängstigten und übermüdeten Menschen her, wie reißende Wölfe über eine Herde Lämmer.

Ganz Saarbrücken brennt. Also, fragen sich die, deren Haus und Wohnung bisher verschont geblieben sind, brennt es auch bei mir daheim?

Man müßte sich selbst davon überzeugen können, müßte nachsehen, ob nicht doch noch was zu retten ist. Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, vielleicht kann man das Feuer noch löschen. Nicht jedes Haus brennt ja gleich lichterloh.

Herrgott im Himmel, findet denn dieser Luftangriff überhaupt kein Ende? Warum entwarnen sie nicht? Draußen ist doch alles ruhig, die Flieger sind doch längst wieder fort.

Die Menschen werden unruhig. Sie wollen nach draußen, wollen sehen, was mit der Stadt, mit ihrem Hab und Gut geschehen ist. Die Ungewißheit droht sie zu ersticken. Und niemand ist da, der in diesen bängen und langen Minuten logisch denkt und das ausspricht, was gar nicht anders sein kann. Wir haben hier kein Licht, also ist der Strom ausgefallen. Und wenn kein Strom da ist, können selbstverständlich auch die Sirenen nicht in Tätigkeit gesetzt werden. Außerdem ist es fraglich, ob überhaupt noch eine Sirene den Angriff heil überstanden hat.

Niemand denkt an diese Dinge. Dazu ist man zu erregt, seelisch zerschlagen, körperlich erschöpft.

Und dann verkündet einer von den Rauchern, die sich vor die Bunkertüre gewagt haben: Entwarnung.

Im Innern der Berge und Stollen kann man davon nichts hören. Alarmvorrichtungen, die in Kraftwagen installiert sind, mit denen Kommandos der Luftschutzpolizei durch die wenigen noch freien und passierbaren Straßen fahren, sind nicht so laut wie ihre großen Vettern auf den Dächern. Entwarnung!

Mit ihr beginnt der große, aussichtslose Kampf gegen das Feuer.

Löschzüge der Brandpolizei rasseln heran, unter ihnen solche aus weit entfernt liegenden Städten und Gemeinden. Sanitätswagen sind ständig unterwegs. Ein Heer von uniformierten und zivilen Helfern geht gegen die Brandkatastrophenherde vor.

Die Bergung der verschütteten Opfer wird in aller Eile angetrieben. Fieberhaft wird nach ihnen gesucht. Nicht überall können die unter den Schuttbergen eingeschlossenen Menschen lebend geborgen werden. Viele wurden von der einstürzenden Kellerdecke erschlagen. Sie hatten einen leichten Tod gegenüber denen, die in einen Keller flüchteten, dessen Ausgänge dann später von zusammenbrechenden Gesteinsmassen zugeschüttet wurden. Decke und Wände der Räume hielten dem Druck von oben stand, strahlten aber in zunehmendem Maße eine furchtbare Hitze aus. Das Feuer, das die Brandbomben allorts entfacht hatten und überall gute Nahrung fand, entwickelte Höllentemperaturen. Menschen starben wie in Backöfen!

Die Feuerbekämpfung stößt auf große Schwierigkeiten. Ein erheblicher Teil der Fahrzeuge, der Löschgeräte und hier vor allem des unentbehrlichen Schlauchmaterials ist dem Feuer zum Opfer gefallen, für dessen Eindämmung diese Dinge nun dringend gebraucht würden.

Die wenigen vorhandenen Fahrzeuge können nicht überall eingesetzt werden, da die Brandherde durch verschüttete Zugangsstraßen abgeriegelt sind. Um diese Feuerstellen zu erreichen, alle zu erreichen, hätte eine vielfache Menge des vorhandenen Schlauchmaterials nicht ausgereicht.

Trümmer und Bombentrichter behindern fast jede Maßnahme. Die meisten Hydranten sind verschüttet, müssen erst gesucht und freigelegt werden. Der Wasserdruck in den Leitungen ist nicht überall ausreichend stark. An vielen Stellen ist die Zufuhr unterbrochen.

All diesen Umständen, die die Luftschuttsachverständigen in der Vorkriegszeit hätten einplanen müssen, ist es letztlich zuzuschreiben, daß nach diesem Großangriff auf Saarbrücken der unerschrockene, unermüdliche Einsatz der Feuerwehr und aller ihrer Helfer nicht den Erfolg zeitigte, den man nach den vielen Bemühungen hätte erwarten können.

So bleibt das Feuer sich an den meisten Stellen selbst überlassen. Es frißt sich tagelang gierig weiter, bis es keine Nahrung mehr findet und verlöscht. Auch Straßenzüge, in denen kurz nach dem Angriff nur ein oder zwei Häuser in Flammen standen, sind Stunden später ein einziges Feuermeer. Leute stehen hilflos vor Bränden und verfluchen in ihrem Herzen diejenigen, die sie einmal aufgefordert haben, mit Sand und Feuerpatsche ihre Wohnungen zu retten.

Längst schon ist es Tag geworden, aber richtig hell wird es an diesem 6. Oktober nicht.

Ein leichter Regen liegt über der Stadt. Das lärmende und tosende Knistern des Feuers verebbt. Die Flammen haben sich ausgetobt. Sie brennen — man möchte fast sagen — gemütlich weiter.

Aus Straßenfluchten sind unwegsame Steinwüsten geworden. Die vertrauten und engen Winkel der Stadt sind vom Erdboden verschwunden. An ihrer Stelle sieht das Auge ein chaotisches Gewirr von Steinen, Eisen und Holzbalken. Bombenkrater füllen sich langsam mit dem Wasser des Regens.

Der Zustrom auswärtiger Feuerwehren hält an. Dorfspritzen, die sicher erst noch repariert werden mußten, rollen mit klangvollem Geläute in die Stadt. Jeder will helfen — die Saarbrücker erkennen das an —, aber nur wenige können es wirklich.

Während noch die Häuser brennen, Dachstühle und Etagendecken einstürzen, versuchen entschlossene Männer und Frauen zu retten, was es noch zu retten gibt. Durch schmale Kellerfenster dringt man ein und reicht die in den Kellern untergebrachten Gegenstände, besonders Wäsche und Kleider, heraus.

Die einzige Hilfe, die die Stadt und der Staat — sprich Partei — den Ärmsten der Armen, den total Ausgebombten vorerst gewährt, ist eine kosten- und markenlose Verpflegung. Und noch etwas: an verschiedenen Stellen der Stadt werden Schilder angebracht — auch im dicksten Krieg geht es halt nicht ohne Hinweisschilder —, auf denen geschrieben steht
Wer plündert wird erschossen!

Damit ist man einverstanden, aber die Saarbrücker suchen dringend auf die Frage: „Was nun?“ eine Antwort. Daß Plünderer erschossen werden, das interessiert im Augenblick niemand. Interesse hat man nur an der einen Frage: Wo kommen wir nun alle unter?

Diese Frage ist nicht in ein, zwei Stunden zu beantworten, auch nicht an diesem Tag!

Feindflieger, die einige tausend Meter hoch über der Stadt kreisen, werden

nur von ganz Hellhörigen vernommen, die dann unverzüglich in die Bunker laufen.

Da die Warnanlage ausgefallen ist, wäre ein weiterer überraschender Überfall gar nicht verwunderlich. Die „Radauwagen“ der Polizei fahren wohl bei Luftgefahr sofort durch die Straßen, besitzen aber den großen Nachteil, daß man sie nicht überall hört.

Nun, im Augenblick bedarf es auch keiner Warnung, denn die glitzernden Punkte, die dort oben ihre Bahn ziehen, tragen keine Bomben: es sind Beobachtungsflugzeuge. Sie werden den Auftrag haben, die Schäden zu erkunden, die man der Stadt in der Nacht zugefügt hat.

Über die Zahl der Bombenflugzeuge, die sich an der Zerstörung Saarbrückens beteiligten, gibt es keine präzisen Unterlagen. Die amtlichen Vermutungen sprechen von 800 bis 1200 Maschinen. Diese sollen amerikanischer Herkunft gewesen sein, die Besatzungen aber Angehörige verschiedener Nationen.

Die Bevölkerung zerbricht sich über solche feinen Unterschiedsmerkmale kaum den Kopf. Ihr ist es höchst gleichgültig, ob ein Kanadier oder ein Amerikaner die Bomben ausklinkte.

Böswillige Propaganda verbreitet rasch die schmutzige Legende, daß ehemalige, emigrierte Saarbrücker Juden unter den Besatzungen gewesen sein sollen. Diese Legende wird nur von denen als bare Münze hingenommen, die sie verbreiteten.

(16)

Die Trümmerstätten geben nicht restlos alle Menschen wieder her, die sie in der Katastrophennacht unter sich begraben haben. So sucht man in der Regel nur nach denen, die als vermißt gemeldet werden und von denen man angeben kann, wo sie sich während des Angriffs aufgehalten haben. Fremde Personen, die sich zufällig in der Stadt befanden und auf deren Leichen man bei den Aufräumarbeiten stößt, gelten — sofern sie nicht durch einen Ausweis identifiziert werden können — zum Leidwesen ihrer Angehörigen, irgendwo als verschollen.

Auch um die Gebeine derer zu suchen und zu bergen, die als Kranke oder Gebrechliche während des Bombenregens sich mit Sicherheit in ihren Wohnungen befanden, nimmt sich kaum jemand Zeit.

Insgesamt fielen diesem furchtbaren Fliegerangriff 342 Einwohner Saarbrückens zum Opfer. 176 Männer und 166 Frauen. Auf die einzelnen Stadtteile verteilt ergibt die Zahl der Toten des 5. Oktober 1944 folgendes Bild:

Malstatt:	170 Personen;
Alt-Saarbrücken:	128 Personen;
Burbach:	40 Personen;
St. Johann:	4 Personen.

In 25 Todesfällen ist der Stadtteil, in dem der Tod eintrat, nicht mehr zu ermitteln.

Diese Verlustziffern erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, denn es handelt sich hierbei nur um Bürger der Stadt Saarbrücken, deren Tod von dem zuständigen Standesamt registriert worden ist.

Zu diesen gesellen sich aber noch Angehörige der Wehrmacht, die mit dem üblichen Vermerk „Gefallen“ in ihren Heimatorten aus den Listen der Lebenden gestrichen werden, und solche Menschen, um deren Ableben sich keine städtische Behörde kümmert: Kriegsgefangene und Fremdarbeiter. Diese werden in den Verpflegungslisten abgeschrieben und marschieren dann in den endlosen Reihen derer mit, die als Menschen zweiter Klasse irgendwo in der Welt starben und verdarben.

Die Zahl der Opfer ist also weitaus höher, als es die amtliche Version zugibt.

*

Der Eindruck, den eine Stadt, die gestern noch war und die heute schon nicht mehr ist, auf ihre Bürger ausübt, läßt sich schlecht in Worte kleiden. Vielleicht gleicht eine solche Stadt einem Familienmitglied, an dessen Bahre man steht und nicht begreifen kann, warum es plötzlich ein Nicht-mehr-leben gibt.

Dieses Nicht-mehr-leben ihrer Stadt ist es auch, das die Saarbrücker so mutlos werden läßt. Tausenden von ihnen hat das Sterben ihrer Stadt das Obdach genommen. Noch ist niemand da — die Schatten der Nacht huschen schon über die rauchenden und brennenden Trümmer —, der die Frage: „Was nun?“ beantwortet.

Es kommt, wie es gar nicht anders kommen kann: die Bunker, Stollen, Keller und Höhlen werden Domizil für die ausgebombten Menschen.

Auch das haben die Planer des Luftschutzprogrammes gewollt oder ungewollt vergessen:

die übermüdeten und verdreckten Scharen, die nach einem Angriff den Ruinen entsteigen!

Die Saarbrücker helfen sich selbst. Sie wollen nicht Ahasver sein und ziel- und planlos umherirren.

Müde und ausgelaugt vom Schrecken der vergangenen Nacht, schlagen sie in den Luftschutzräumen ihre Lager auf.

Die erste Nacht ist auch die schrecklichste. Ohnmacht und Verzweiflung klingt aus den Seufzern der Frauen, die in der dumpfen Dunkelheit ihre Kinder an sich pressen und zu schlafen versuchen. Aber wer kann schon schlafen in Gängen und Räumen, in denen die verbrauchte Luft das Atmen zur Qual werden läßt.

Was wird die Zukunft bringen? Das fragen sie sich immer wieder, die in der vergangenen Nacht ihre Heimstätte verloren haben und die ganz genau wissen, daß sie nun zu denjenigen gehören, die überall und nirgends zu Hause sind.

Das Leben wird für diese Menschen in den nächsten Tagen zu einer einzigen Kette von Komplikationen. Strom und Wasser sind ausgefallen. Auf den Strom kann man verzichten, auf das Wasser kaum. Wer es benötigt, muß aber irgendein Gefäß haben, um das kostbare Naß zu sammeln. Wer hat schon in seinem Bunkergepäck einen Topf mitgeschleppt? Nun wird die Beschaffung eines solchen zum Problem. Es bleibt kaum etwas anderes übrig, als die Ruinen und Trümmerstätten abzusuchen.

Auch sonst mangelt es den Ausgebombten an all den kleinen Gegenständen des Alltags, wie Kamm, Handtuch, Seife usw. Diese Dinge sollten sich zwar in jedem Handgepäck befinden, aber nicht alle sind mehr im Besitze des ihrigen. Teils ist es irgendwo mit verbrannt, teils hat man es auf der Flucht vor den Bomben vergessen, stehen gelassen, fortgeworfen.

Und so kommt es denn, daß in den Bunkern selbst ein Kamm Allgemeingut wird.

An beiden Ufern der Saar herrscht in den zerstörten Stadtteilen ein lebhaftes Treiben. Auf den Wiesen sammeln sich Hausratsgegenstände an, die aus den Trümmerfeldern geborgen werden konnten und die nun hier eine provisorische Reinigung erfahren.

Wären die Trümmer nicht in unmittelbarer Nähe und würden die ungewöhnliche Anhäufung von Möbeln und sonstigen Hausratsgegenständen

nicht erklärend wirken, müßte man den Eindruck gewinnen, der Gerichtsvollzieher habe einige Dutzend Häuser zwangsgeräumt und die Familien mit ihrer Habe auf die Straße gesetzt.

Den Leinpfad entlang, unmittelbar am Wasser, stehen die Saarbrücker in langen Reihen und waschen, sich selbst oder irgendein Kleidungsstück. Kleider werden über Hecken und Rosenstöcke ausgebreitet, um sie in der spärlichen Oktobersonne zu trocknen.

Die fliegenden Suppenküchen der NSV, die sich in wenigen noch halbwegs erhaltenen Restaurants etablieren, lindern zwar die größtenteils Not, reichen aber bei weitem nicht aus, um all die Hungrigen zu sättigen.

Hunderte Menschen stehen schon, noch ehe die Suppen überhaupt gekocht sind, vor den Ausgabestellen. Sie halten später die unmöglichsten Gefäße unter die Kelle. Es spielt in diesen Tagen keine Rolle, ob man aus einem Teller oder einer Blumenvase ißt. Die Suppe ist warm und füllt den Magen.

Jetzt, da die Luftschutzwarnsirenen nicht mehr funktionieren, die feindlichen Ein- und Störflüge aber immer mehr zunehmen, ist jeder kleine Gang durch die Straßen — also auch das Essenholen — mit Risiko verbunden. Oft kommt es vor — mancher Saarbrücker wird sich daran erinnern — daß, die gefüllten Töpfchen, Näpfchen und sonstigen Gefäße in der Hand, ein Rennen in die Stollen beginnt, daß das Meiste der „kräftigen“ Brühe unterwegs auf den Boden schwappt oder die Kleider und Hosen bekleckert. Wer nach dem 5. Oktober glaubte, nun eine zeitlang Ruhe zu haben, hat sich geirrt.

Schon vier Tage später, am 9., fallen die nächsten Bomben auf die Stadt und löschen wieder 57 Menschenleben aus.

St. Arnual, das bisher immer recht gnädig davon gekommen ist, erscheint auf der Rechnung dieses Angriffs mit dem höchsten Verlustposten. Es stehen auf der Todesliste in

St. Arnual:	41 Bürger;
St. Johann:	13 Bürger;
Burbach:	1 Bürger.

Bei den restlichen zwei Opfern ist der Wohnort nicht mehr festzustellen. Vielleicht sind es Durchreisende gewesen. Niemand weiß es.

Die allseits erwartete und ersehnte Ruhe bleibt also aus.

Das nun folgende Hin und Her wird schließlich auch denen zuviel, die sich noch so glücklich schätzen dürfen, in ihren eigenen vier Wänden wohnen zu können. Sicherheit geht vor. So schlagen auch viele von diesen Menschen, die von den Ausgebombten so sehr beneidet werden, ihr Lager in einem der Stollen und Bunker auf.

Verkehr und Arbeit kommen immer mehr zum Erliegen. Die Schuttbeseitigung beschränkt sich nur noch auf das Freilegen wichtiger Durchgangsstraßen.

Der Straßenbahnverkehr liegt zu einem großen Teil still, und auch die Eisenbahn macht weitere Abstriche.

Saarbrücken verwandelt sich immer mehr in eine Zone, in der alles Leben langsam, aber sicher, abstirbt.

Jeder wartet auf den baldigen Frieden, jeder fürchtet aber, geschürt von der Propaganda, auch das Erscheinen der gegnerischen Truppen vor dem Westwall. Die „Siegfriedlinie“ ist noch vollkommen in Ordnung. Ohne Kampf werden sich ihre Kommandanten wohl kaum ergeben. Kampf bedeutet aber,

daß auch Saarbrücken zwischen die Mühlsteine der beiderseitigen Waffen kommen wird.

Und dann: Saarbrücken wird auch in eine Festung verwandelt werden, wenn der Feind vor den Toren erscheint, in eine Festung, die, nach der Weisung des Propagandaministers Goebbels, bis zum letzten Haus verteidigt wird.

Dafür aber, daß es in der Hauptstadt der Westmark nicht allzu viele Häuser mehr gibt, die am Tage X zu verteidigen sind, sorgen die Anglo-Amerikaner weiter.

Am 14. Oktober schlagen sie wiederum mit erbarmungsloser Stärke zu. 83 Männer und 33 Frauen, zusammen also 116 Personen, fallen diesem Luftangriff zum Opfer.

St. Johann:	97 Tote;
Malstatt:	16 Tote;
Alt-Saarbrücken:	1 Toter;
Burbach:	1 Toter;
St. Arnual:	1 Toter.

Die Luftkriegsstrategen der Alliierten haben sich mittlerweile eine neue Angriffstaktik ausgedacht und können mit der Wirkung, die diese auch in Saarbrücken auslöst, vollauf zufrieden sein.

In der Bevölkerung nennt man diese „Dinger“, die da plötzlich und fast geräuschlos irgendwo vom Himmel fallen und im Stadtgebiet Detonationen von bisher unbekannter Gewalt hervorrufen, schlicht und einfach Minen. Fast allabendlich erscheinen in größter Höhe, zunächst nur von den allerwenigsten Saarbrückern bemerkt, einzelne Feindmaschinen über der Stadt und schicken dann ohne jedes vorherige Anzeichen solch ungewöhnlichen Abendgruß nach St. Arnual oder St. Johann, nach Burbach oder Alt-Saarbrücken.

Es weben sich viele Legenden um diese Waffe des Feindes und tragen dazu bei, daß Verwirrung und Angst immer größer werden.

Das sowieso schon gefährliche Dasein nimmt immer mehr einen unerträglichen Charakter an. Die Mehrzahl der Saarbrücker kapituliert.

Die Anordnung der Behörden, erneut in die Evakuierung zu gehen, wird schweigend akzeptiert.

Wieder werden die Bewohner Saarbrückens heimatlos und in alle Gauen des deutschen Reiches geschickt.

In der Stadt selbst hätten sie auf die Dauer nicht bleiben können.

Frauen und Männer, die sich noch in Saarbrücken aufhalten müssen, können Bände von den nun kommenden Wochen erzählen.

Zunächst werden Mütter und die Kinder, Kranke und Gebrechliche abtransportiert. Alle anderen müssen noch bleiben. Die vollständige Räumung ist noch nicht angeordnet.

Stollen und Bunker werden immer leerer. Es ist nun möglich, die verschiedenartigsten Liegestätten in sie hinein zu bringen, um so die Nächte erträglicher und angenehmer werden zu lassen. Auf einer noch so alten Matratze schläft es sich schließlich besser als auf einer harten, schmalen Holzbank.

Und weiter fallen die Bomben. Sie töten am 15. Oktober vier und am 31. Oktober sieben Einwohner. Davon wohnen in

Alt-Saarbrücken:	10;
St. Arnual:	1.

Rücksichtslos, Känder des kommenden Winters, fegen die Novemberstürme über die Trümmerfelder der Stadt. Wirbelnd treiben sie Staub und Sandwolken vor sich her.

In den Bunkern und Stollen wechselt das Klima. Es wird bitterkalt in ihnen, und die Gänge und Räume verwandeln sich in Tropfsteinhöhlen. Die Decken, mit denen sich die Insassen des Nachts zudecken, nehmen die Feuchtigkeit an.

Am 4. und 9. November müssen wieder sechs Menschen bei kleineren Luftangriffen ihr Leben lassen.

Und wieder, genau wie zu Beginn dieses Krieges im schönen September 1939, wird es in den Stellungen des Westwalles lebendig. Landser schmieren die Geschützlafetten und ölen die quietschenden Bunkertüren.

Welch ein Unterschied aber besteht doch zwischen den Soldaten des Jahres 1939 und denen von 1944.

Die jugendlichen, frischen Gesichter, die kraftstrotzenden Gestalten sind verschwunden.

Landsknechte fast, mit zerschlissenen Uniformen und ausgelatschten Knobelbechern, nehmen nun ihre Stelle ein.

Aus jungen Soldaten sind alte geworden. Fünf Jahre Krieg gehen an niemand spurlos vorüber.

Das militärische Schauspiel, das der Westwall einst zu bieten hatte, ist glanzlos geworden.

Der Gegner ist im Anmarsch, ein starker, waffenmäßig überlegener Gegner. Das Vorrücken der alliierten Truppen legt in diesen ersten Dezembertagen schon seine Schatten über die Trümmerstadt.

Das Schlachthofgelände wird zum Sammelbecken ungezählter Groß- und Kleintiere, die die Wehrmacht auf ihrem Rückzug unterwegs noch „organisiert“ hat. Hunger und Müdigkeit lassen die Tiere fast zusammenbrechen, und für viele Tiere bedeutet das Schlachtmesser die Erlösung von großen Qualen.

Die Reihen der noch in der Stadt verbliebenen Menschen lichten sich immer mehr. Das Grollen der Front, das sich täglich immer energischer Gehör verschafft, treibt weiter viele fort.

Dafür trifft in Saarbrücken täglich eine große Zahl „Neusiedler“ aus dem Gebiet von Elsaß-Lothringen ein. Menschen also, die nach dem Frankreichfeldzug die Plätze, vor allem Bauernhöfe, derjenigen Einheimischen einnehmen durften, die in den Evakuierungsorten Innerfrankreichs verblieben oder von den Deutschen „umgesiedelt“ worden waren.

An den Einfallstraßen der Stadt lauern die „Kettenhunde“ der Wehrmachtstreifen. Sie kontrollieren jeden Uniformträger, der in Richtung Heimat passieren möchte. Ausweise, Marschbefehle, müssen in Ordnung sein. Sind sie es nicht, dann wird der Betroffene „kassiert“ und in Haft genommen. Mehrmals am Tag bietet sich den Straßenpassanten der Anblick eines in der Mitte zweier Militärpolizisten dahintrottenden, müden Wehrmachtangehörigen.

Er wird sich wenig später schon sehr gut herausreden müssen, soll ihn der marschbefehllose „Spaziergang“ nicht Kopf und Kragen kosten. Ein Soldat ohne Marschbefehl steht gerade in dieser turbulenten Zeit immer in dem Geruch, ein Deserteur zu sein. Und mit Deserteuren macht man nicht gerade viel Federlesens.

Riesige Lastwagen mit Anhänger rollen die Metzger Straße hinunter. Auch hier werden die Papiere und die Ladung geprüft. Nur eine ganz einwandfreie Order rettet vor einer Beschlagnahme.

Solche Lastwagenladungen stellen fast immer ein ungeheures Vermögen dar, denn durchweg bestehen sie aus Rauchwaren, Alkoholika und Stoffen. Der schwarze Markt in Deutschland harrt ihrer sehnstüchtig.

Daher die strenge Kontrolle. Aber bei jeder Treibjagd gibt es gewitzte Hasen, die den Jägern entkommen.

Inzwischen trommeln — wie anno 1939 — die Dienststellen der Partei auf den heute allerdings nicht mehr so kapitelfesten Nerven der Saarbrücker herum.

In Presse und Rundfunk wird nunmehr auch der immer noch in der Stadt verbliebenen Restbevölkerung anbefohlen, sich über den Rhein in Sicherheit zu bringen. Man macht darauf aufmerksam, daß mit der Einstellung des zivilen Zugverkehrs ab Saarbrücken zu rechnen sei. Wer also jetzt von den noch fahrenden Zügen keinen Gebrauch mache, habe später die eventuell daraus entstehenden Folgen selbst zu tragen.

Viele hören, viele aber noch immer nicht.

Diejenigen, die nicht hören, ziehen das gefährliche Leben in Saarbrücken, das armselige Dasein in den Stollen und Bunkern, einer „Fahrt ins Blaue“, von der man nicht einmal weiß, wo sie enden wird, vor.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer und ein einmal „rückgeführter“ Saarbrücker die Evakuierung!

Darauf nehmen jedoch die verantwortlichen Herren der Kreisleitung keinerlei Rücksicht. Sich vom Feind überrollen zu lassen und damit aus dem ganzen Kriegsdeck, der Not und der Angst herauszukommen, wie sich das die noch in Saarbrücken hausenden Menschen vorgeplant haben, das geht den immer noch siegeszuversichtlichen Würdenträgern in den braunen Uniformen gegen den Strich.

Sie gebärden sich verantwortungsbewußt und greifen zum Zwang.

Am 5. Dezember 1944 wird schließlich der strikte Befehl erteilt, die Stadt von allen Zivilpersonen zu räumen.

Wer sich dieser Anordnung widersetzt — dieser Versuch wird hundertfach unternommen —, paktiert mit dem Feind.

Es wird angekündigt, daß man in allen Bürgern, die dem Befehl zur Räumung der Stadt nicht nachkommen, Volks- und Landesverräter, Defaitisten und Wehrkraftzersetzer sieht, die der gerechten Strafe zugeführt würden. Alles Winken mit der Peitsche, alles Drohen fruchtet jedoch nichts bei denen, die sich ernstlich in den Kopf gesetzt haben, die Stadt nicht zu verlassen: Die versteckreichen Trümmerfelder, die vielen Stollen und Bunker, bieten ausgezeichnete Gelegenheiten, sich dem Blickfeld der Polizei und der Gestapo-Häscher zu entziehen.

Erscheinen diese Befehlsvollstrecker in einem Bunker, um den Insassen desselben eine Räumungsfrist von zwei Stunden zu gewähren, so hört man die Aufforderung wohlwollend und kopfnickend an und wechselt — kaum daß die Stiefeltritte der Uniformierten verklungen sind — einfach die Unterkunft. Die Mehrzahl der restlichen Einwohner Saarbrückens jedoch ist nicht bereit, Bekanntschaft mit der Staatsgewalt zu machen. Sie zieht es deshalb vor, den Räumungsbefehl zu befolgen. Aber weit mehr als die Angst vor den eventuellen Maßnahmen der Behörden, ist es auch die Furcht vor den eisernen „Grüßen“, die die amerikanischen Geschütze in das Stadtgebiet schicken.

Verschiedene Ausfallstraßen sind wegen des Artilleriebeschusses gesperrt. Wieder trotten heimatlos gewordene Menschen durch die Stadt, holpern Handwägelchen, beladen mit dem armseligen Rest des einstigen Hab und Gutes, über die Mainzer Landstraße. Man versucht, im Vorort Brebach einen Personenzug zu erwischen, um mit ihm aus dem frontnahen Grenzgebiet in ruhigere Zonen zu fahren.

Amerikanische Kanoniere trommeln den Abschiedsmarsch, der sich im Rhythmus — dumpfer Ton des Abschusses, sich zuspitzendes Pfeifen, Explosion mit Staubfontäne — solange wiederholt, bis auch das letzte Flackern zivilen Lebens in Saarbrücken erloschen ist.

Es ist ein langer, von tausenden Einzelschicksalen gepflasterter Weg, den die Saarbrücker nun wieder gehen. Die kalten Winterstürme dieses Jahres 1944 wehen sie in alle Richtungen des Kompasses. Und irgendwo, am Ende des langen Weges, werden wieder viele Grabsteine stehen.

(18)

Beim zweiten Ausmarsch aus Saarbrücken büßen 9 Bürger, 8 Männer und 1 Frau, ihr Leben ein. Sie fallen dem feindlichen Beschuß zum Opfer. Es sind die letzten Bürger, deren Ableben registriert wird.

Noch Tage später liegen ihre Leichen in den Straßen der verschiedenen Stadtteile. Es findet sich vorerst niemand, der sie bestattet. Zu lähmend wirken die Einschläge der amerikanischen Artilleriegeschosse. Der Beschuß nimmt an Stärke zu. Und was das Heimtückische dabei ist: er wandert nach einem raffiniert zu nennenden System sprunghaft über die Viertel der Stadt. Keiner kann sagen, wann und wo es im nächsten Augenblick einschlagen wird. Krachte eben noch ein respektable „Gruß“ in das Pflaster Alt-Saarbrückens, so wirbelt ein anderer wenig später Stein- und Dreckbrocken in Malstatt hoch. Dann ist St. Johann an der Reihe, darauf wieder Alt-Saarbrücken, Burbach, St. Arnual.

Die Toten, die mit gebrochenen Augen, zerfetzt und verstümmelt, in den Himmel über Saarbrücken starren, stört das alles nicht mehr. Polizeistreifen, die fortan die Stadt beherrschen und die zur kämpfenden Truppe gehören, kümmern sich auch nicht sonderlich um sie. Man räumt sie höchsten Falles als Verkehrshindernis aus dem Weg und legt sie auf die Straßenseite. Mit der lakonischen Meldung: „Ein toter Zivilist liegt dort und dort!“ — ist für die Polizei die Sache abgetan.

Das traurige Amt des Leichenbestatters fällt dann in den Aufgabenbereich der Luftschutzpolizei. Der Totenwagen aber ist außer Kurs. So schieben denn müde und ergraute Männer einen Handkarren durch die Straßen und sammeln die Opfer der Granaten. Man bringt sie zum Richard-Wagner-Bunker und schaufelt ihnen dort auf dem Grünstreifen, der zwischen dem Kaiser-Friedrich-Bad und der Dudweilerstraße liegt, ein Massengrab.

Keine Totenfeier, nichts. Niemand ist da, der ein Gebet spricht. Hastig entledigen sich die Männer vom Luftschutz ihrer Pflicht.

Das Grauen des Krieges liegt über allem, trostlose und düstere Einsamkeit über den Ruinen. Grell heben sich von den Mauerresten die gelben Plakatschläge ab, die Saarbrücken zum Kriegsgebiet erklären. Sie kündigen an, daß das Betreten der Stadt jedem Zivilisten strengstens verboten ist und daß, wer ohne besondere Genehmigung angetroffen wird, sich vor einem Kriegsgericht zu verantworten hat. Den zivilen Behörden hat man mit dieser Bekanntmachung jede Befehlsmacht entzogen. Alle Macht geht an die Kommandostellen des Militärs über.

OPTISCHE LEITMOTIVE BEI RICHARD WAGNER

Ein Beitrag zur Gestaltanalyse der Ring-Tetralogie

„Bei der vollkommenen Stillosigkeit der deutschen Oper und der fast grotesken Inkorrektheit ihrer Leistungen ist die Hoffnung, an einem Haupttheater für höhere Aufgabe geübte Kunstmittel korporativ anzutreffen, nicht zu fassen. Der Autor, der auf diesem verwahrlosten öffentlichen Kunstgebiete eine ernstlich gemeinte, höhere Aufgabe zu stellen gedenkt, trifft zu seiner Unterstützung nichts an als das wirkliche Talent einzelner Sänger . . .“

Richard Wagner 1863 im Vorwort
zur ersten Textausgabe der
Ringtetralogie

„Was jene auch wirken,
dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott.“

Siegfried III/1

Mit dem Aufsatz „Die Bedeutung der szenischen Anweisungen Richard Wagners“¹⁾ konnte der Verfasser nachweisen, daß die authentischen Vorschriften Richard Wagners zur szenischen Gestaltung der Wagnerschen Musikdramen keineswegs zeitbedingte und daher heute überholte Elemente sind, sondern unbedingt als integrierende Bestandteile zur Grundsubstanz des künstlerischen Werkes gehören, so daß selbst heute noch die Wirkung eines Wagnerschen Werkes umso tiefer ist, je intensiver man sich bei der Darstellung bemüht hat, die szenischen Anweisungen Richard Wagners in dieser ihrer Eigenschaft ernstzunehmen.

Dieser Nachweis gründete sich auf systematische Untersuchungen der Wagnerschen Partituren zur Ring-Tetralogie²⁾ und auf experimentelle Inszenierungen in einem Modelltheater³⁾.

Das lebhafteste Echo, das dieser Aufsatz seither in Fachkreisen des In- und Auslandes gefunden hat⁴⁾, ermutigt dazu, mit der folgenden Darstellung die Linien weiter auszuziehen und die Basis der Diskussion zu verbreitern. Dies geschehe durch Bekanntgabe der bisher nur auszugsweise erwähnten vom Verfasser aufgestellten Synopse, einer systematischen Übersicht über die von Richard Wagner für die Ring-Tetralogie vorgeschriebenen Bühnenbilder und aller zugehörigen optischen Erscheinungen⁵⁾, die den Verfasser dazu angeregt hatte, „jetzt die neue Behauptung aufzustellen, daß Wagners viel zitierter ‚Leitmotiv‘-Technik des akustisch wahrnehmbaren Bereichs eine ebenso konsequente Leitmotiv-Technik im optisch wahrnehmbaren Bereich“ entspreche⁶⁾.

Die Unmöglichkeit, die erwähnte Synopse, einen im Original großen und eng beschrifteten Faltpfad, drucktechnisch auf einem einzigen Blatt wiederzugeben, sowie die Möglichkeit ausführlicherer Erläuterung lassen es

zweckmäßig erscheinen, diese Übersicht im folgenden in ihre einzelnen Stufen oder Spalten zerlegt darzustellen. Hierbei soll die optisch einprägsame Tabellenform jeweils von der zugehörigen textlichen Erläuterung und Ausdeutung begleitet werden.

Zunächst sei das **Grundgerüst** vorgestellt, das Wagner seinem geradezu riesenhaften Werk trotz der langen und oft unterbrochen gewesenen Entstehungszeit gegeben hat, eine Leistung Wagners, die allein schon von der gestalterischen Organisation her weit mehr Beachtung verdient, als ihr bisher gezollt wird.

(Für die vorliegende tabellarische Übersicht wurden zur Bezeichnung der jeweiligen Schauplätze knappe Stichworte eingesetzt, die den Inhalt der längeren Originalschauplatzbezeichnungen dem engen Tabellenraum anpassen, beispielsweise „im Rhein“ anstelle des originalen „Auf dem Grunde des Rheines“.)

Das Gesamtwerk mit dem Übertitel „DER RING DES NIBELUNGEN“ gliedert sich also in vier Teile, vier abendfüllende Einzelwerke, deren Bedeutung, obwohl Wagner selbst das Ganze als „tetralogisches Gedicht“ bezeichnet, im einzelnen ausdrücklich unterschieden wird:

„DAS RHEINGOLD“ nur als „Vorabend“, „DIE WALKÜRE“ aber als „erster Tag“, „SIEGFRIED“ als „zweiter Tag“ und „GÖTTERDÄMMERUNG“ als „dritter Tag“.

Tatsächlich hebt sich der „Vorabend“, „DAS RHEINGOLD“, von den Haupt-„Tagen“ dadurch ab, daß er nicht wie diese in (je drei) Aufzüge unterteilt ist, sondern ohne Pause in einem einzigen Zuge, freilich mit dreimaliger Verwandlung, durchgespielt wird, also praktisch nur aus einem einzigen Aufzug besteht.

Die Proportion, in der dieser Vorabend als Einzelstück zu der Anzahl der Haupttage steht, nämlich 1:3, kehrt damit auch in der Anzahl der Aufzüge wieder:

Aufzugszahl	Vorabend	:	1. Tag	:	2. Tag	:	3. Tag
=	1	:	3	:	3	:	3 !

Auch die vier ineinander übergehenden Einzelszenen dieses einen Vorabend-Aufzuges zerfallen, wie wir aus der Schauplatz-Angabe erkennen können, sinngemäß in eine Art Vor-Szene und drei durch symmetrische Gruppierung um die Mittel-Szene miteinander verknüpfte Hauptszenen, also wiederum in die Proportion 1:3! So ist dieser Vorabend in der Proportion eine Miniatur des Gesamtwerkes!

Das gilt auch für die Detailfunktion des Szenenaufbaues: Im Großen steht unter den zusammen 9 Aufzügen der Haupttage genau derjenige in der Mitte, der Siegfrieds Sieg über den Drachen schildert und tatsächlich den Wendepunkt des dramatischen Geschehens bildet, indem da der verhängnisvolle Ring in die Hände des „endlich gewonnenen, furchtlosen, liebenden Menschen“ gerät: II. Aufzug „SIEGFRIED“.

Auch diese Erscheinung findet sich im Kleinen im Vorabend vorgebildet: Der bedeutungsschwere Machtwechsel im Sieg der Lichtalben über die Nachtalben findet dort genau in der mittleren der drei erwähnten Szenen statt! —

		DER RING DES NIBELUNGEN	
	Vorabend	DAS RHEINGOLD 1. Szene: im Rhein 2. Szene: Bergeshöhe am Rhein 3. Szene: in Nibelheim 4. Szene: Bergeshöhe am Rhein	
	erster Tag	DIE WALKÜRE I. Aufzug 1. Szene: in Hundings Saal 2. Szene: in Hundings Saal 3. Szene: in Hundings Saal II. Aufzug 1. Szene: wildes Felsengebirge 2. Szene: wildes Felsengebirge 3. Szene: wildes Felsengebirge 4. Szene: wildes Felsengebirge 5. Szene: wildes Felsengebirge III. Aufzug 1. Szene: auf dem Walkürenfelsen 2. Szene: auf dem Walkürenfelsen 3. Szene: auf dem Walkürenfelsen	
	zweiter Tag	SIEGFRIED I. Aufzug 1. Szene: in Mimes Felsenhöhle 2. Szene: in Mimes Felsenhöhle 3. Szene: in Mimes Felsenhöhle II. Aufzug 1. Szene: im Wald 2. Szene: im Wald 3. Szene: im Wald III. Aufzug 1. Szene: am Fuß des Walkürenfelsens 2. Szene: am Fuß des Walkürenfelsens 3. Szene: auf dem Walkürenfelsen	
	dritter Tag	GOTTERDÄMMERUNG Vorspiel: auf dem Walkürenfelsen I. Aufzug 1. Szene: in der Gibichungenhalle 2. Szene: in der Gibichungenhalle 3. Szene: auf dem Walkürenfelsen II. Aufzug 1. Szene: vor der Gibichungenhalle 2. Szene: vor der Gibichungenhalle 3. Szene: vor der Gibichungenhalle 4. Szene: vor der Gibichungenhalle 5. Szene: vor der Gibichungenhalle III. Aufzug 1. Szene: am Rhein 2. Szene: am Rhein 3. Szene: in der Gibichungenhalle	

Daß diese Proportionsgleichheiten und Symmetrien von Wagner bewußt eingeplant wurden, scheint außer Zweifel, wenn man in Betracht zieht, wie absolut symmetrisch nicht nur die Aufzugs-Anzahl, sondern auch die Szenen-Anzahl der drei Haupttage um jenen II. Aufzug des „SIEGFRIED“ gruppiert ist:

Szenenanzahl

DIE WALKÜRE	SIEGFRIED	GÖTTERDÄMMERUNG
3 : 5 : 3	3 : 3 : 3	3 : 5 : 3
	!	

Die „Symmetrie-Achse“ der Haupttage liegt also auch in der Anzahl der Szenen genau in jenem II. Aufzug des „SIEGFRIED“, dort übrigens auch präzise in der mittleren, nämlich der 2. Szene!

Eine weitere Besonderheit straffster Gestaltung bietet die Anordnung der verschiedenen **Schauplätze** der Handlung, ein wenig vereinfachend ausgedrückt: die Verteilung der Bühnenbilder. Wagner verlangt insgesamt zwölf verschiedene Szenerien. Durch notwendige Wiederholungen verschiedener tauchen einige unter ihnen im Lauf der Tetralogie mehrmals auf. Dennoch hat Wagner es so eingerichtet, daß an jedem der vier Abende, sowohl am sogenannten Vorabend wie auch an jedem der drei Haupt-Tage, je die gleiche Anzahl neuer, erstmalig auftretender Szenerien erscheint, nämlich je genau drei!

(In der nachfolgenden tabellarischen Übersicht, die das bisher Gesagte grafisch zusammenfaßt, sind die auftretenden Szenerien fortlaufend nach ihrem Auftreten durchnumeriert, 1., 2., 3. usw., die Wiederholungen jedoch in Klammern angegeben.)

Der „Vorabend“, DAS RHEINGOLD, bringt, von unten, aus der Tiefe gesehen, zunächst den Rhein, die Wassertiefe als Urelement des Lebens. Dann taucht die Bergeshöhe hoch über ihr auf, mit dem Blick auf die thronende Götterburg, und sie wird zwischenzeitlich unterbrochen durch die „Abfahrt“ 7) ins Extrem, in die tiefste Tiefe Nibelheims.

Der „erste Tag“, DIE WALKÜRE, zeigt als erstes Hunding's Saal, führt dann in das wilde Felsengebirge und schließlich auf den Walkürenfelsen. Der „zweite Tag“, SIEGFRIED, zeigt zunächst ebenfalls drei neue Szenerien, Mimes Felsenhöhle, den Wald und den Fuß des Walkürenfelsens, und kehrt dann, der dramatischen Beziehung entsprechend, wieder auf die bereits gezeigte Höhe des Walkürenfelsens zurück.

Der „dritte Tag“, GÖTTERDÄMMERUNG, knüpft mit seinem Vorspiel an diesen Walkürenfelsen an und durchsetzt dann, gleichsam in freier Folge, die neu auftretenden Schauplätze mit Wiederholungen bereits bekannter — ein optischer Ausdruck des sich verdichtenden dramatischen Beziehungsreichtums! Auf die erstmalig vorgestellte Gibichungenhalle folgt ein letztes Mal der Walkürenfelsen, dann neu der Raum vor der Gibichungenhalle und ebenfalls neu das Ufer des Rheines als Rückkehr zum Ausgangspunkt, doch nunmehr, nach dem Ablauf des ganzen Dramas gleichsam aus veränderter Perspektive gesehen, nämlich sozusagen von außen, von oben betrachtet 8)! Die anschließende Wiederholung der Gibichungenhalle dient nur noch zur Demonstration ihres Zusammenbruchs.

neue auftretende Schauplätze		Schauplätze	
DER RING DES NIBELUNGEN			
DAS RHEINGOLD		1. 2. 3. (2.)	3
1. Szene: im Rhein			
2. Szene: a Bergeshöhe am Rhein			
3. Szene: b in Nibelheim			
4. Szene: a Bergeshöhe am Rhein			
Kleine Achse des Vorabends			
Vorabend			
1	4		
DIE WALKÜRE			
I. Aufzug		4.	
1. Szene: in Hundings Saal			
2. Szene: in Hundings Saal			
3. Szene: in Hundings Saal		5.	3
II. Aufzug			
1. Szene: wildes Felsengebirge			
2. Szene: wildes Felsengebirge			
3. Szene: wildes Felsengebirge			
4. Szene: wildes Felsengebirge		6.	
5. Szene: wildes Felsengebirge			
III. Aufzug			
1. Szene: auf dem Walkürenfelsen			
2. Szene: auf dem Walkürenfelsen			
3. Szene: auf dem Walkürenfelsen			
erster Tag			
3	3 + 5 + 3		
SIEGFRIED			
I. Aufzug		7.	
1. Szene: in Mimes Felsenhöhle			
2. Szene: in Mimes Felsenhöhle			
3. Szene: in Mimes Felsenhöhle		8.	3
II. Aufzug			
1. Szene: im Wald			
2. Szene: im Wald			
3. Szene: im Wald			
Große Achse der Haupthandlung		9.	
III. Aufzug			
1. Szene: am Fuß des Walkürenfelsens			
2. Szene: am Fuß des Walkürenfelsens		(6.)	
3. Szene: auf dem Walkürenfelsen			
zweiter Tag			
3	3 + 3 + 3		
GOTTERDÄMMERUNG			
Vorspiel: auf dem Walkürenfelsen		(6.)	3
I. Aufzug		10.	
1. Szene: in der Gibichungenhalle			
2. Szene: in der Gibichungenhalle			
3. Szene: auf dem Walkürenfelsen		(6.)	
II. Aufzug		11.	
1. Szene: vor der Gibichungenhalle			
2. Szene: vor der Gibichungenhalle			
3. Szene: vor der Gibichungenhalle			
4. Szene: vor der Gibichungenhalle			
5. Szene: vor der Gibichungenhalle		12.	
III. Aufzug			
1. Szene: am Rhein			
2. Szene: am Rhein		(10.)	
3. Szene: in der Gibichungenhalle			
dritter Tag			
3	3 + 5 + 3		

Alles in allem ein faszinierender Aufbau, der das Drama auch vom Optisch-Räumlichen her faßbar zu machen sucht und ein Höchstmaß an Überschaubarkeit erstrebt!

Allein die Tatsache der gleichmäßig jeden Abend neu hinzukommenden drei neuen Schauplätze belegt Wagners Bestreben, den Zuschauer ständig neu zur Teilnahme an der Handlung auch vom Optisch-Faßbaren her aufzuschließen oder, bescheidener ausgedrückt, wachzuhalten.

Die Wahl der jeweiligen Schauplätze als solche verrät innige Verknüpfung mit der jeweiligen dramatischen Situation. Kein Schauplatz ist bei Wagner hier ohne dramatische Motivierung, alles in dem geradezu intensiven Bemühen um den das Drama aufnehmenden Menschen, daß er nur ja mit jeder Faser seiner Sinne das Geschehen und seine Aussage fassen möge! Vielleicht könnte man in Wagner darum den dienendsten, hingegebensten Pädagogen des Musikdramas sehen. Jedenfalls ist sein Ringen um eine nicht nur mit Ohr, Herz und Verstand, sondern auch mit dem Auge erfäßbare Darstellung des Dramas unübertreffbar. Brutal, lieblos und damit unmenschlich erscheinen demgegenüber Autoren, denen Extravaganz vor Bemühen um Verständlichkeit geht! Welchen Sinn hat eine wahre Aussage, wenn sie dem, den sie angeht, nicht faßbar nahegebracht wird? (Man gestatte die Abschweifung: Was wäre uns Gott ohne Christus, d. h. ohne seine menschlich faßbare Inkarnation?) Um ein Faßbarmachen geistig-seelischer Vorgänge geht es im Grunde bei allen szenischen Anweisungen Wagners. Er versucht, den Menschen, dem er etwas sagen will, nicht nur durch Musik, sondern auch durch Sichtbares zur Erkenntnis der Zusammenhänge zu „leiten“.

Die optisch wahrnehmbaren **Erscheinungen**, die Wagner nun innerhalb dieser aufgezählten Szenenbilder verlangt und die wir „optische Leit-Motive“ nannten ⁹⁾, umfassen, wenn man einmal von den gestalthaften Erscheinungen wie Riesenwurm, Kröte, Bär, Waldvogel, Drachen und Raben absieht, die mehr den handelnden Personen verbunden sind, im wesentlichen Tageszeiten, Gestirne und Elemente.

In der Studie über die szenischen Anweisungen ¹⁰⁾ wurde bereits nachgewiesen, welche Rolle Wagner den **Tageszeiten** im Finale eines jeden Ring-Abends zugedacht hat. Die vollständige Übersicht über den Einsatz der Tageszeiten ergibt folgendes Bild:

DAS RHEINGOLD als „Grund-legendes“ Vorspiel des Ganzen stellt mit der ersten Szene Tag und Nacht in ihrer Urbedeutung vor: Tag als „zauberisch goldenes Licht“ der strahlenden Sonne herrscht, solange der paradiesische Urzustand des zweckfreien Spieles ungestört ist. In dem Augenblick aber, in dem ein Machtgieriger das Gold seinen Zwecken unterwirft, in dem Moment, da Alberich die Liebe verflucht, heißt es: „Dichte Nacht bricht plötzlich überall herein“. Zwischen diesen Polen Tag und Nacht bewegt sich das ganze folgende Drama. Dies wird ebenfalls im RHEINGOLD, dessen Charakter als Disposition entsprechend, verdeutlicht, in dem die

			DER RING DES NIBELUNGEN													
			Tageszeiten				Ge- stirne		Elemente							
			Nacht	Morgen	Mittag	Abend	Nacht	Sonne	Mond	Feuer	Wasser	Gewölk	Sturm	Gewitter		
	Vorabend		DAS RHEINGOLD													

symmetrische Szenengruppe (2.-4. Szene) — Bergeshöhe/Nibelheim/Bergeshöhe — am Morgen beginnt und am Abend endet, vom Tag zur Nacht, wie Wotan singt: „Von Morgen bis Abend in Müh und Angst . . .“. Wotan verbindet hierbei den Gedanken an die hereinbrechende Nacht mit dem einer Bedrohung durch „ihren Neid“.

In der WALKÜRE erwähnen Wagners szenische Anweisungen an keiner Stelle irgendwo Tag oder Tageslicht. Das Werk beginnt gleich am Abend. Siegmunds und Sieglinde's Liebesvereinigung, aus der Siegfried hervorgeht, geschieht in der Nacht, und auch das Ende, die Verbannung Brünnhildes, findet in der Nacht statt.

Erst SIEGFRIED bringt den hellen Tag wieder! Zweimal wird hier die Nacht zum Tag: Einmal für Siegfried, der den Drachen erschlägt, dann für Brünnhilde, die von Siegfried zum neuen Leben erweckt wird.

Die GOTTERDÄMMERUNG zeigt im Vorspiel als Disposition, wie die Nacht der Nornen zu Siegfrieds und Brünnhildes Tag wird.

Auf Brünnhildes Walkürenfelsen wird es aber Abend, als der von Hagens Zaubertrank umgarnte Siegfried zurückkehrt, um den Verrat an ihr zu vollziehen, der das Ende herbeiführt. Brünnhilde sieht ihm, obwohl noch ahnungslos, mit den bedeutsamen Worten entgegen: „Abendlich Dämmern deckt den Himmel“.

Der zum Werkzeug der Nachtalben verwandelte Siegfried unterwirft Brünnhilde dem Zwang der Nacht. Damit kehren sich die Zeiten um: Die Nacht der Nachtalben wird zum Tag der Nachtalben. Auf Alberichs beschwörendes „Sei treu, Hagen, mein Sohn! Trauter Helde! — Sei treu! Sei treu! — Treu!“ dämmert für die Nachtalben der Morgen! (II. Aufzug, 1. Szene) So ist nun der Abend, nicht mehr der Morgen, für Siegfried da. Die Sonne geht unter, als er den Ring zum Rhein zurückbringt. Es wird Nacht, als er den Ring behält und damit Hagen anheimfällt, die „große vorausgeahnte Nacht schlechthin“¹¹⁾.

Brünnhilde ist es vorbehalten, und das ist ihr Erlösungswerk, mit dem selbstvernichtenden Feuer die alte Welt auszubrennen und damit eine neue, abermalige, endgültige Umkehrung zu schaffen: Die Nacht wird durch dieses Feuer zum Tagesanbruch einer neuen Welt.

Eng verbunden mit dieser Rolle der Tageszeiten ist die Aufgabe ihrer großen Gestirne, **Sonne** und **Mond**. Am Mond haben wir es bereits beispielhaft nachgewiesen:¹²⁾ Er steht im engsten Zusammenhang mit der Gestalt Siegfrieds, in der Wagner den „furchtlosen, liebenden Menschen“ verkörpert. Er leuchtet erstmalig auf in der Nacht, da Siegfried gezeugt wird (DIE WALKÜRE, I. Aufzug, 3. Szene), erscheint im Folgenden jeweils dann, wenn Siegfrieds Kommen sich ankündigt (SIEGFRIED, II. Aufzug, 1. Szene; ebendort III. Aufzug, 1. Szene und GOTTERDÄMMERUNG, II. Aufzug, 1. Szene) und bricht noch einmal voll aus den Wolken hervor, als Siegfrieds Leiche davongetragen wird (GOTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 2. Szene). Dann verblaßt sein fahler Schein in dem glutvollen Finale (GOTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 3. Szene).

So wie der liebende Mensch seinen Glanz aber nur aus der Liebe empfängt, so empfängt das ihn begleitende Gestirn, der Mond, seinen Schein nur aus dem Urglanz der **Sonne**! Sie ist für Wagner das Gestirn der zweckfreien und darum allein wahren Liebe! Sie gibt das „zauberisch goldene Licht“

des paradiesischen Urzustandes (DAS RHEINGOLD, 1. Szene). Als dieser Urzustand gestört ist, kann sie nur noch wehmutsvoll im Abendrot aufleuchten (DAS RHEINGOLD, 4. Szene). Erst für den jungen Siegfried, der sich nach der Liebe sehnt, flimmert sie wieder verheißungsvoll auf (SIEGFRIED, 1. Aufzug, 3. Szene), ja sie beleuchtet dem jungen Menschen „immer heller“ die „Anhöhe“, auf der er das Böse, den Drachen, siegreich zu überwinden haben wird (SIEGFRIED, II. Aufzug, 2. Szene), und als der Sieg errungen ist, als die geliebte Frau vor Siegfried steht, Brünnhilde, da klingt es mit deren erstem Jubelruf Siegfried entgegen: „Heil dir, Sonne! Heil dir, Licht! Heil dir, leuchtender Tag!“ (SIEGFRIED, III. Aufzug, 3. Szene).

Und als diese Brünnhilde dann Siegfried aus Liebe, weil sie weiß, daß er als Mann in schöpferischer Tätigkeit sich erfüllen muß, „zu neuen Taten“ entläßt, da geschieht dies im Glanze eines überschwenglichen Sonnenaufganges (GOTTERDÄMMERUNG, Vorspiel). Musikalisch gestaltet Wagner diesen Sonnenaufgang der GOTTERDÄMMERUNG durch die unerhörte Steigerung eines beseligten „Torculus“, der von der einsamen Vogelstimme im Morgengrauen (B-Clarinette) über das erste Aufdämmern des jungen Tages (Violinen, „sehr weich“) zum Aufblitzen der flammenden Strahlen (Triolen der Streicher) und schließlich zum vollen Glanz der Sonne (1. und 2. Violinen in unisono) führt und zum Faszinierendsten gehört, was impressionistische Klangmalerei zu leisten imstande ist. Eine Bühne, die hierzu optisch tot bleibt, hat ihre Berechtigung verloren! Sie sollte zugunsten des Konzertsaaes resignieren.

Kehren wir zum Ablauf des Dramas zurück:

Siegfrieds Aufbruch „zu neuen Taten“ führt wider Erwarten ins Verderben. Siegfried kehrt, vom Bösen umgarnt, als ein Fremder zurück, um Brünnhilde ahnungslos für Fremde zu erobern. Da ist die Sonne nicht mehr sichtbar, aber Wagner schleudert noch einmal, diesmal nur noch akustisch, bei optischer Dunkelheit, darum aber diesmal ironisch, bitter verzerrt — und laut Partitur „sehr schnell und heftig“! — uns jenen „Torculus“ des Sonnenaufganges entgegen, bevor der Vorhang fällt. (GOTTERDÄMMERUNG, I. Aufzug, 3. Szene). Man spürt, das ist aus dem Sonnenaufgang geworden: Dunkelheit!

Am Beginn des Finales (GOTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 1. Szene) vermögen die Rheintöchter, den Ring der Handlung beschließend¹³⁾, nur noch zu konstatieren, daß das Licht der Liebe, „Frau Sonne“ „lichte Strahlen“ sende, und inständig zu bitten: „Frau Sonne, sende uns den Helden, der das Gold uns wiedergäbe!“

In gleicher Weise wie die Tageszeiten und ihre Gestirne haben auch die **Elemente** in Wagners Werk ihren festen Ort:

Daß das **Wasser** das Urelement des Lebens, das Element des paradiesischen Urzustandes ist, wurde bereits gesagt. Das Wasser wird dargestellt durch den Rhein, den man zu Beginn der Handlung, also in jenem Urzustand, buchstäblich aus sich heraus, aus seinem eigenen Schoß heraus, von unten sieht (DAS RHEINGOLD, 1. Szene). Nachdem dieser Urzustand durch das Begehren gestört wurde, sieht man dieses Element dann nur noch aus der Distanz, nämlich von außen und von oben (GOTTERDÄMMERUNG,

II. Aufzug, 1.—5. Szene und III. Aufzug, 1. und 2. Szene)¹⁴⁾. Erst als Brünnhilde durch ihr Liebesopfer diese morsche Welt des Begehrens vernichtet hat, tritt der Rhein, das Wasser, das Urelement des Lebens, wieder über seine Ufer und bewegt sich nun auf das Publikum, einschließlich jener „Männer und Frauen“ auf der Bühne¹⁵⁾, zu! Das Urelement holt sich seinen zweckfreien Glanz zurück! (GOTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 3. Szene).

Gegensätzliches Element ist das **Feuer**. Bezeichnenderweise glüht es im Verlauf der Tetralogie zum ersten Mal sichtbar in Nibelheim auf, wo Alberich als derjenige, der den paradiesischen Urzustand gebrochen hat, sein Schreckensregiment führt (DAS RHEINGOLD, 3. Szene). Es ist das Element, das Eisen zu zerschmelzen imstande ist, das Zustände radikal ändert, das Element der Vernichtung, aber auch der Umwälzung, der Revolution. Das Feuer weist den verlassenen Siegmund zum rettenden Schwert Notung. Wagners Regieanweisung betont ausdrücklich, daß sich Siegmund (in Hundings Saal) „nah beim Feuer“ niederlasse. Ein „greller Schein“ aus der Glut des zusammenbrechenden Feuers ist es dann, der Siegmunds Blick auf den Griff des verborgenen Schwertes fallen läßt (DIE WALKÜRE, I. Aufzug, 3. Szene): „... süßeste Rache sühte dann alles!“

Das Feuer begleitet auch Wotan, als er erscheint, um Notungs Kraft wieder zu vernichten (DIE WALKÜRE, II. Aufzug, 5. Szene), Feuer begleitet ihn, als er zum Strafgericht über Brünnhilde erscheint (DIE WALKÜRE, III. Aufzug, 1. Szene). Feuer umfängt auch Brünnhilde, als der Gott ihre Gottheit vernichtet und sich von ihr abkehrt (DIE WALKÜRE, III. Aufzug, 3. Szene).

Nur dem furchtlosen Menschen gelingt es, die Grenze der Vernichtung zu überwinden und zur wahren Liebe vorzudringen: Siegfried durchschreitet den Feuergürtel und findet die Frau, der er bestimmt ist, Brünnhilde (SIEGFRIED, III. Aufzug, 2. Szene). In düsterer Nacht stehen fortan die Nornen (GOTTERDÄMMERUNG, Vorspiel). Wagner bemerkt zu dieser Szene absichtsvoll: „Aus der Tiefe des Hintergrundes leuchtet Feuerschein!“ Vernichtung, Umwälzung, Revolution — aus der „Tiefe“ des „Hintergrundes“! Das goldene Schicksalsseil der Nornen zerreißt, zu Ende ist ihr Wissen.

Dieser „Feuerschein nähert sich“. „Aus der Tiefe“ „leuchtet der Feuerschein allmählich heller auf“. In aufschlagenden Feuerflammen naht sich Siegfried, verblendet, verwandelt, um jenen Verrat an Brünnhilde zu begehen, Vernichtung im ausschließlich negativen Sinne (GOTTERDÄMMERUNG, I. Aufzug, 3. Szene).

Nur durch die erlösende Liebe Brünnhildes wird diese negative Vernichtung sozusagen zur positiven: Der von Brünnhilde selbstopfernd entfachte Weltenbrand schafft die Voraussetzung für einen neuen Anfang, einen Neubeginn unter Männer und Frauen, ohne Götter und Helden (GOTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 3. Szene)! —

Beide Antipoden, Feuer und Wasser, Element der Vernichtung und Element des Lebens, treffen zweimal im Lauf des gewaltigen Dramas bedeutungsschwer aufeinander: Als Siegfried die Neuschöpfung des zerbrochenen Notung gelungen ist, stößt er den rot glühenden Stahl ins Wasser — ein bis in den Klang hinein hartes Aufeinanderzischen der beiden Elemente. Das Element des Lebens siegt über das der Vernichtung (SIEGFRIED, I. Auf-

zug, 3. Szene), eine Vorwegnahme der bestürmenden Forderung Siegfrieds an Brünnhilde: „Schweige die schäumende Glut!“ (SIEGFRIED, III. Aufzug, 3. Szene), vor allem aber Prototyp des großen Ausgangs der gesamten Tetralogie, da das Wasser des Rheines als Element des Lebens die Brandstätte der Vernichtung überspült und dem Leben seinen alten Glanz zurückgibt (GOTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 3. Szene)! —

Es würde im Rahmen dieser Untersuchung zu weit führen, auch noch all die vielfältigen, beziehungsreichen Anspielungen aufzuzählen, die zwischen den einzelnen Erscheinungen im Lauf des Dramas zu beobachten sind. Nur einige wurden in der vorliegenden Tabelle in Klammern zusätzlich vermerkt, wie etwa Siegfrieds ausdrücklicher Hinweis, daß das Blut des Drachen „wie Feuer“ brenne, das Blut, das ihm die Erkenntnis bringt (SIEGFRIED, II. Aufzug, 2. Szene), oder etwa Wagners sorgsame Anmerkung, daß Siegfried gerade in dem Augenblick, da er „gedankenvoll seine Beute“ betrachte, sich „nahe dem Brunnen“ zu befinden habe (SIEGFRIED, II. Aufzug, 3. Szene).

Von großer Wichtigkeit ist jedoch die Bedeutung, die Wagner dem Erscheinen von **Gewölk**, **Sturm** und **Gewitter** beimißt, die im Grunde nur Varianten oder unterschiedliche Stärkegrade eines einzigen Bedeutungsträgers darstellen.

Vor der Götter erstem Auftritt erscheint Gewölk (DAS RHEINGOLD, Regieanweisung zum Beginn der 2. Szene). Donner reinigt später die Atmosphäre, deren „trüber Druck“ ihm „lästig“ ist, durch ein Gewitter, nach dem dann der abendliche Regenbogen den Göttern als „Brücke“ (!) zu ihrer Burg dient (DAS RHEINGOLD, 4. Szene).

Im Folgenden dokumentiert das Gewitter Göttermacht: Hinter dem verfolgten Siegmund donnert es her. Da ihm aber das rettende Schwert in Aussicht steht, ist das Gewitter „im Begriff sich zu legen“ (DIE WALKÜRE, I. Aufzug, Regieanweisung zum Beginn der 1. Szene).

Als Brünnhilde sich entschlossen hat, gegen Wotans Gebot Siegmund zu retten, heißt es: „Schwere Gewitterwolken senken sich auf den Hintergrund herab“ (DIE WALKÜRE, II. Aufzug, 4. Szene), und als Wotan erscheint, Siegmunds Fall zu erwirken, erscheint er im Gewölk, dann, als Siegmund gefallen, ist er „von Gewölk umgeben“, zornig davonfahrend verschwindet er „mit Blitz und Donner“ (DIE WALKÜRE, II. Aufzug, 5. Szene). Gewölk, Sturm und Gewitter begleiten den Auftritt der Walküren und Wotans Zorn (DIE WALKÜRE, III. Aufzug, 1. und 2. Szene).

Wie sehr das Gewitter mit Wotans Macht verbunden ist, deutet Wagner in einem köstlich amüsanten Detail an: Als Wotan in Gestalt des Wanderers Mime besucht und selbst „wie unwillkürlich“ seinen Speer auf den Boden stößt, verursacht dies sofort einen „leisen Donner“ (SIEGFRIED, I. Aufzug, 2. Szene).

„Sturmwind“ und „Gewölk“ begleiten des Wanderers Auftritt auch vor Alberich (SIEGFRIED, II. Aufzug, 1. Szene).

Den letzten Höhepunkt erreichen „Sturm und Wetter, Blitz und heftiger Donner“, als Wanderer-Wotan zum letzten Mal Erda aufweckt und der schon halberstarrten, von „Reif“ bedeckten Ur-Wala in heftiger Erregung die Wende verkündet und Erda zum letzten Mal befragt. Erda Antwort:

„Du bist — nicht, was du dich nennst!“ bewirkt endgültige Trennung: Wanderer-Wotan weist sie zu ewigem Schlaf, denn „wachend“, so sagt er, „wirkt dein wissendes Kind erlösende Weltentat“ und: „Träumend erschau mein Ende! Was jene auch wirken, dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott!“ (SIEGFRIED, III. Aufzug, 1. Szene).

Genau auf diese Szene hin bemerkt Wagner abschließend: „Der Sturm hat aufgehört!“ (Regieanweisung ebendort) Auch Blitz und Donner nehmen von diesem Wotan nun endgültig Abschied: Siegfried zerschlägt mit Notung Wotans Speer; damit verlassen Blitz und Donner diesen Speer, dem sie bis dahin gleichsam innewohnten, und Wotan „verschwindet plötzlich in völliger Finsternis“ (SIEGFRIED, III. Aufzug, 2. Szene). Nur Brünnhilde vernimmt den Donner noch einmal: „Altgewohntes Geräusch raunt meinem Ohr die Ferne“ (GÖTTERDÄMMERUNG, I. Aufzug 3. Szene). Mit dem Entschluß, sich von „Siegfrieds Liebespfand“ nie mehr zu trennen, verliert sich die letzte Gewitterwolke mit der davonjagenden Waltraute „bald gänzlich in der Ferne“, und auch Brünnhilde blickt nun dem letzten Zeichen der Göttermacht abschiednehmend nach: „Blitzend Gewölk, vom Wind getragen, stürme dahin: zu mir nie steure mehr her!“ (GÖTTERDÄMMERUNG, I. Aufzug, 3. Szene).

Fortan sind auch wirklich Gewölk, Sturm und Gewitter völlig aus dem dramatischen Geschehen verschwunden!

Wie bezeichnend, daß danach vor der Gibichungenhalle die Götter, Fricka, Wotan und Donner nur noch durch ihre „Weihesteine“ vertreten sind, die nur noch von „Knechten und Mägden“ (!!!) mit Blumen geschmückt werden, so wie man Grabsteine Gestorbener schmückt (GÖTTERDÄMMERUNG, II. Aufzug, Regieanweisung zur 1. und 5. Szene)! —

Der Nachweis „optischer Leitmotive“¹⁶⁾ ist mit dem Aufzeigen all dieser werkimmanenten Fakten in seinen Grundzügen erbracht. Selbstverständlich läßt sich bei der Unerschöpflichkeit des Wagnerschen Werkes noch eine Fülle weiterer Verästelungen aufzeigen. Den vorliegenden Nachweis einer unlöslichen Verquickung von Wort, Ton und Bild des Wagnerschen Werkes wird eine moderne Wagner-Regie künftig nicht mehr außerachtlassen können, ohne sich selbst das Zeugnis der Rückständigkeit auszustellen.

ANMERKUNGEN

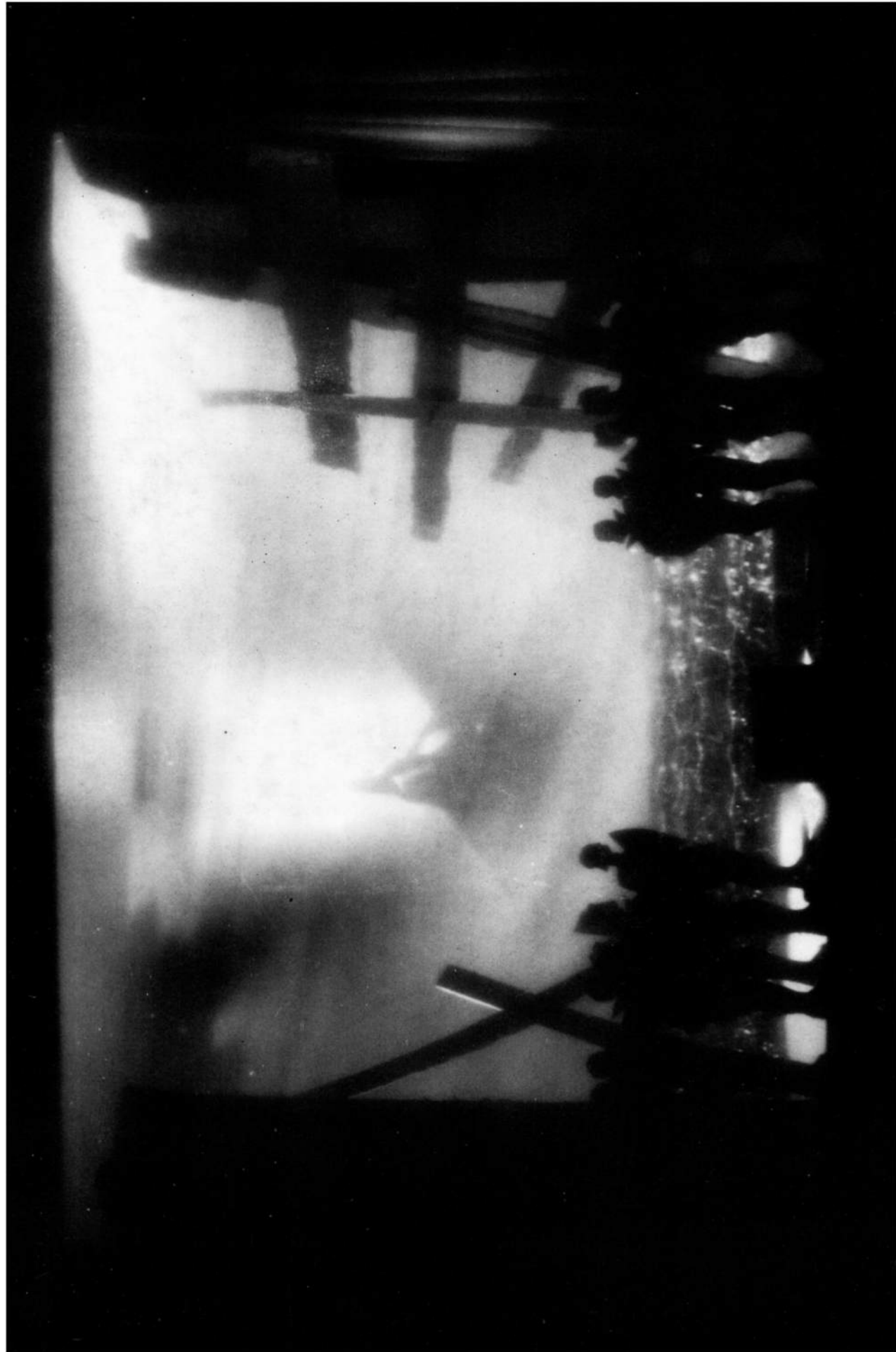
- 1) Dieter Heinz: „Die Bedeutung der szenischen Anweisungen Richard Wagners — Versuch einer Rehabilitierung aus der Perspektive eines Modelltheaters“, in SAARBRÜCKER HEFTE 32/1970, Minerva-Verlag Saarbrücken, Seite 57-72
- 2) Richard Wagner: „Der Ring des Nibelungen“, Partituren im Verlag Ernst Eulenburg London, Mainz, Zürich, New York, Edition Nr. 907-910; Textbücher im Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart, Edition Universal-Bibliothek Nr. 5641 - 5644
- 3) vgl. Heinz a. a. O. S. 57 und ebendort Text zu Abb. 1-5
- 4) u. a. zahlreiche Zuschriften an den Verfasser
- 5) Heinz a. a. O. S. 62
- 6) Heinz a. a. O. S. 63
- 7) Heinz a. a. O. S. 65-67 und ebendort Anm. 16
- 8) Heinz a. a. O. S. 68
- 9) vgl. Anm. 6
- 10) vgl. vgl. Anm. 1
- 11) Heinz a. a. O. S. 65
- 12) Heinz a. a. O. S. 62/63
- 13) vgl. Heinz a. a. O. S. 68 oben
- 14) vgl. Anm. 8
- 15) Auf die Bedeutung der nach Wagners Regieanweisungen den Weltenbrand überlebenden „Männer und Frauen“ wurde bereits in der mehrfach zitierten Arbeit — vgl. Anm. 1 — aufmerksam gemacht. Seit dem Festspielsommer 1971 läßt auch Wolfgang Wagner in Bayreuth wieder jene Anweisung beachten.
- 16) vgl. Anm. 6

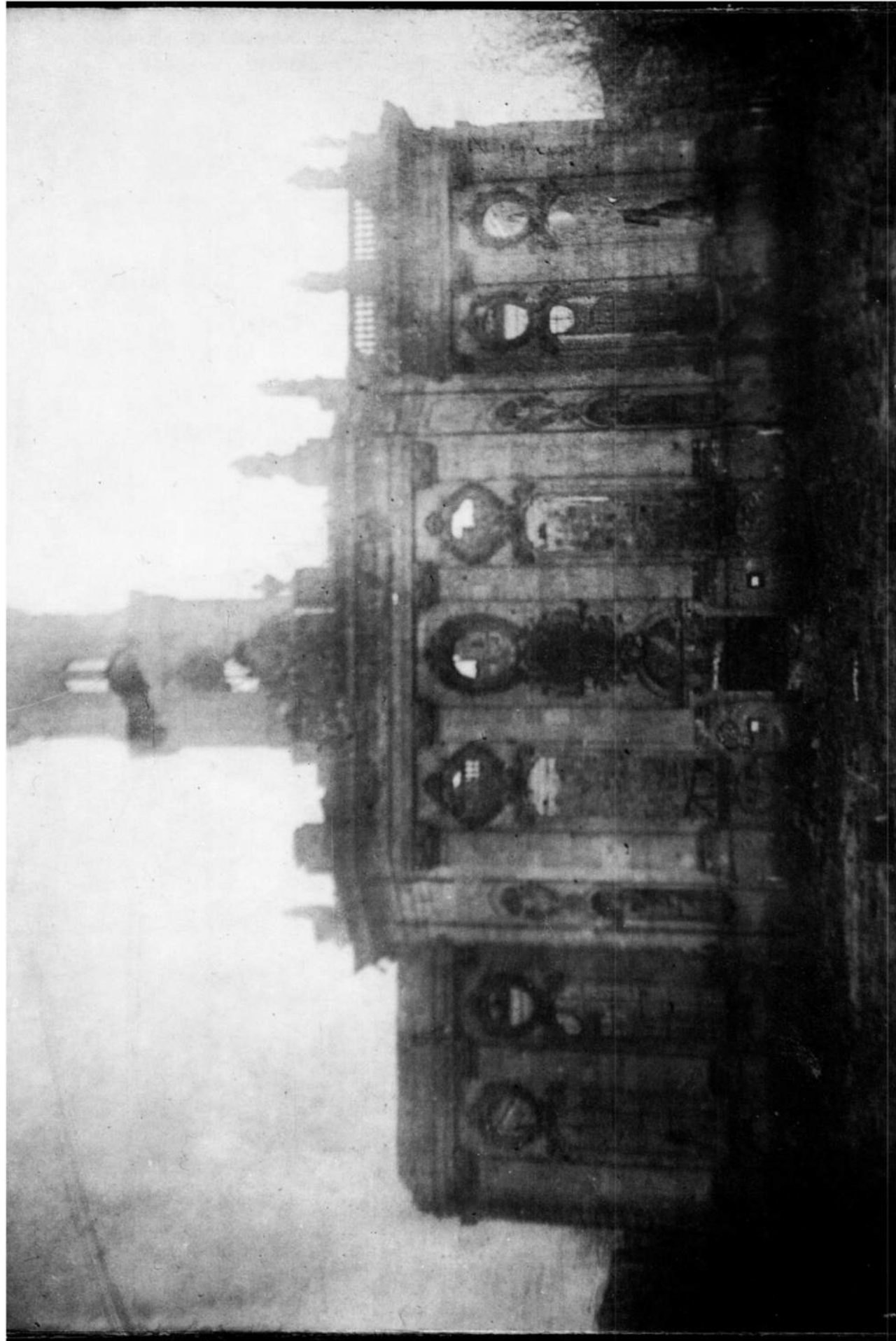
ABBILDUNGEN

aus den Modell-Inszenierungen des Verfassers:

- Abb. 1 GÖTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, 2. Szene („Finden wir endlich, wohin du flogest?“)
Abb. 2 GÖTTERDÄMMERUNG, III. Aufzug, Schlußbild







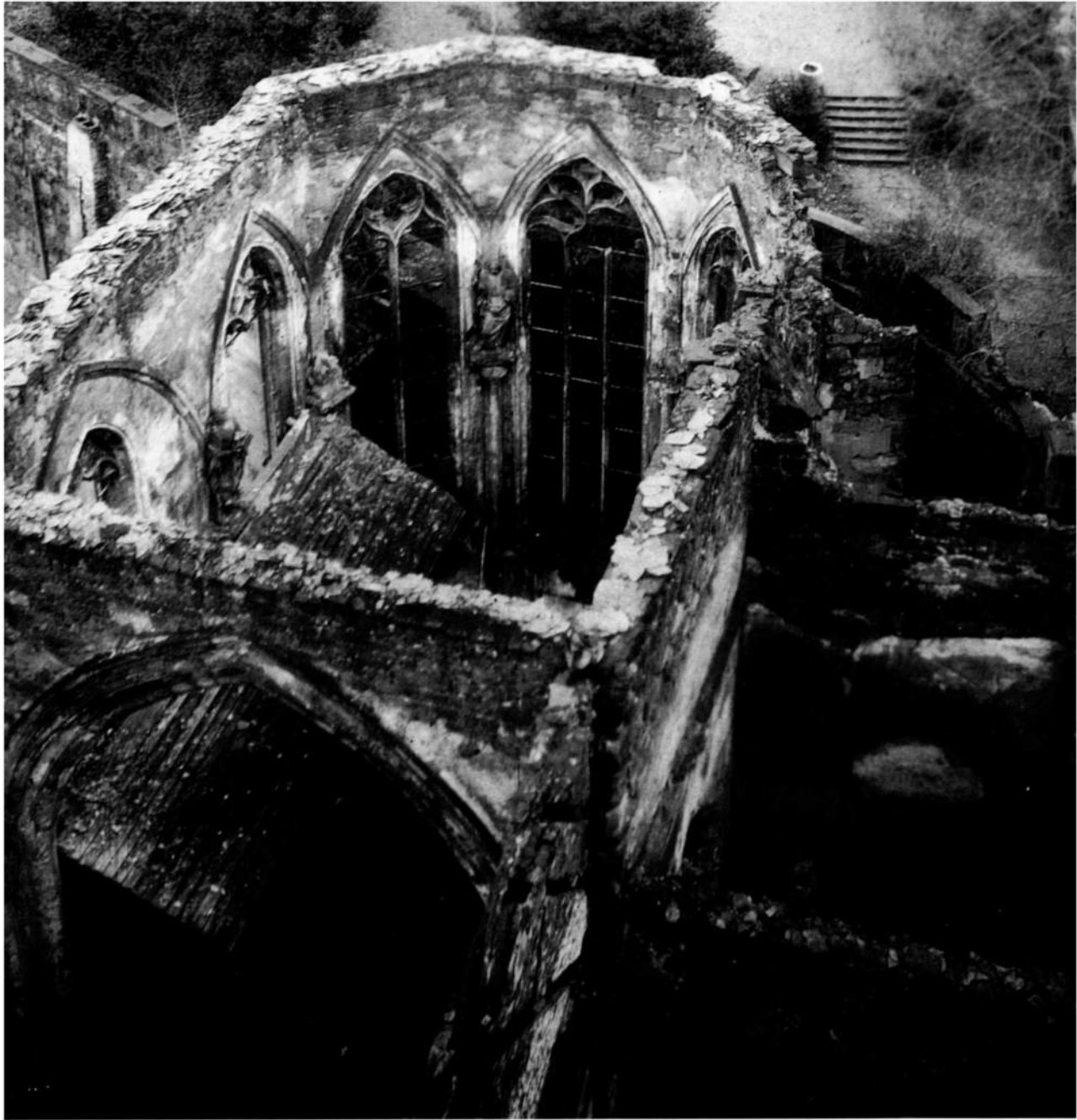
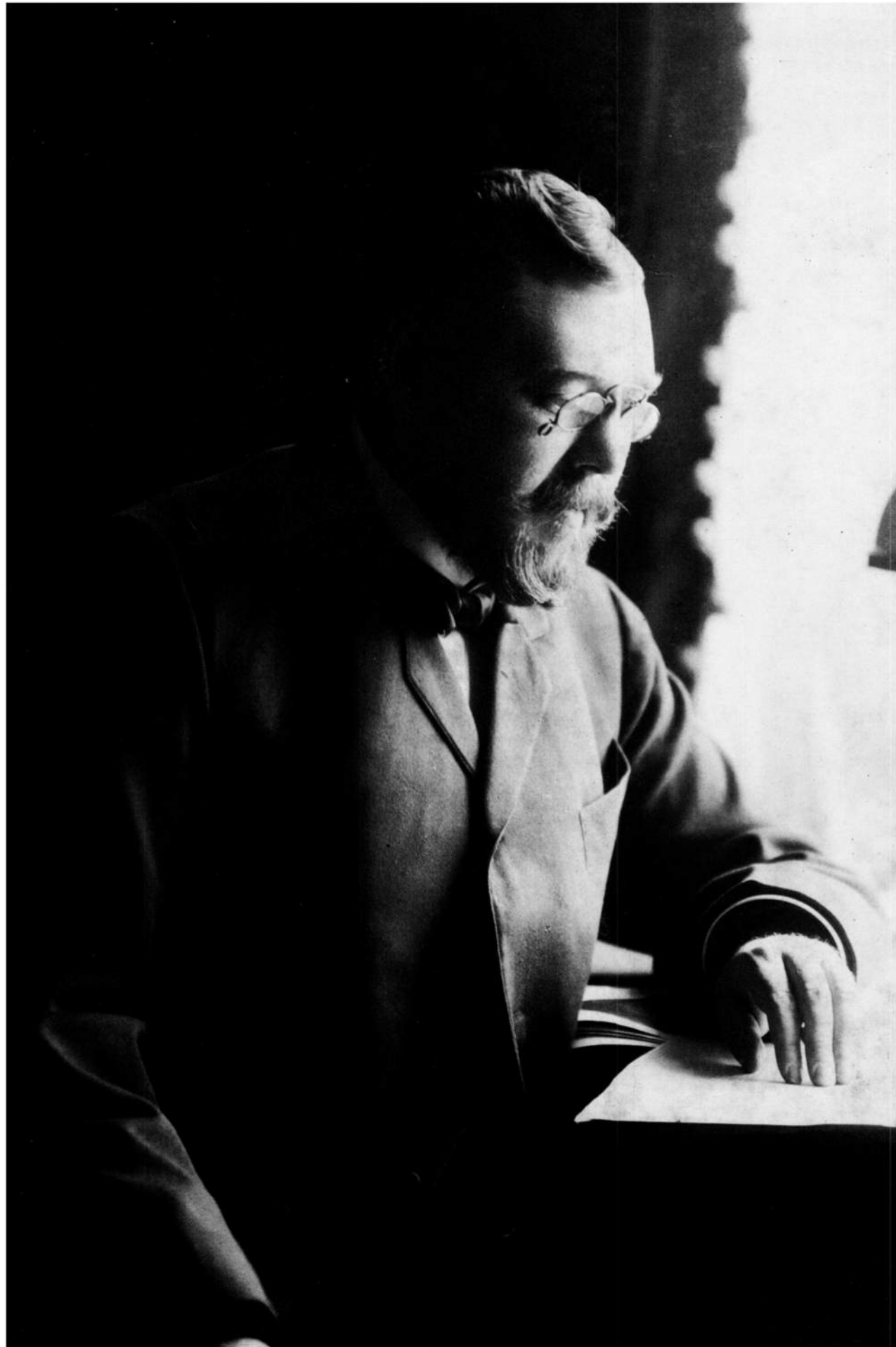


Abb. 4: Schloßkirche Saarbrücken nach der Zerstörung vom 5. 10. 1944

Foto: Dieter Heinz, 9. 3. 1951

umseitig:

Abb. 3: Ludwigskirche Saarbrücken nach der Zerstörung vom 5. 10. 1944
Frühestes feststellbares Zerstörungsfoto, Autor unbekannt



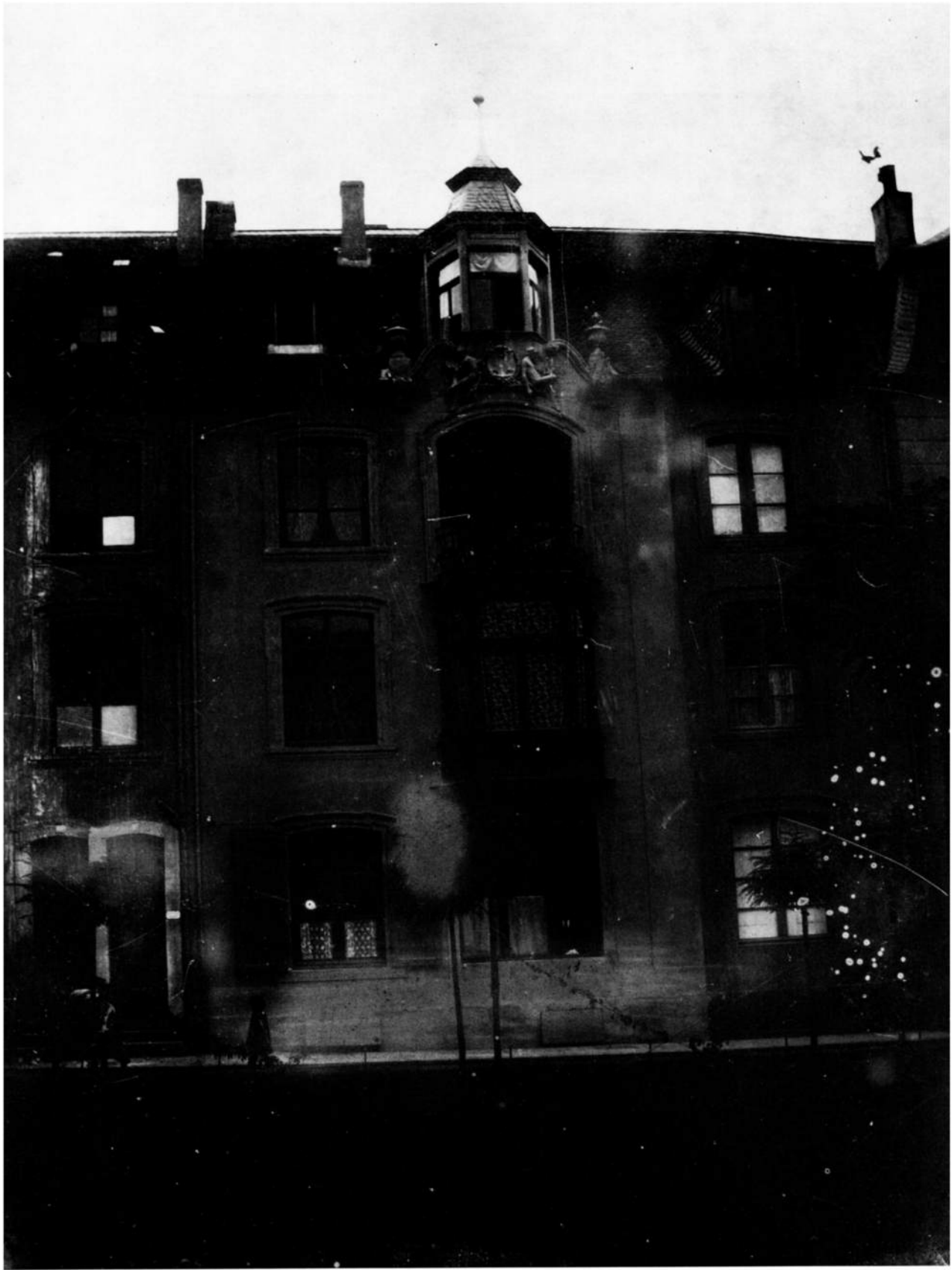


Abb. 6: Umbau des Saarbrücker Schlosses von Hans Weszkalnys (1898)

umseitig:

Abb. 5: Der Saarbrücker Architekt Hans Weszkalnys, um die Jahrhundertwende

nebenstehend:

Abb. 7: Saalbau Saarbrücken von Hans Weszkalnys, eingeweiht 1897

Fotos im Besitz von Stefan Weszkalnys





Abb. 8: Haus Erhardt am Winterberg in Saarbrücken-St. Arnual,
typisches Beispiel der späteren Bauweise von Hans Weszkalnys
Foto im Besitz von Stefan Weszkalnys

